Gäuchgauer Echolle
Rottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.

№ 1 Samstag den 22. Januar 1927 3. Jahrgang

Die Remmingsheimer Stabsverwaltung.

Von H. Maier.

Der kleine Verwaltungsbezirk kam einem kleinen Oberamt (Aemtchen) gleich, im Herrenberger Oberamt auch Philisterländle genannt. Inmitten des hohenbergisch-österreichischen Gebietes gelegen, mußte die Herrschaft Württemberg einen besonderen Verwaltungsmodus schaffen und setzte zu diesem Zwecke einen Vogt, auch Amtmann und Schultheiß genannt, ein, welcher seinen Sitz in Remmingsheim hatte. Seit dem Jahre 1597 sind solche Amtleute genannt. Ort der Tagungen war das heutige Rathaus — oder das Wohnhaus des Amtmannes. Unsere Abbildung zeigt einen solchen Wohnsitz (Wohnung des Albert Steck in der Wettegasse. Der Amtmann Schwab wohnte im Hause v. Karl Schimpf). Unser heutiges Rathaus wurde erst im Jahre 1836 vergrößert, durch Aufbau eines Stockwerkes 1836—1913 diente es zugleich Schulzwecken. In frühesten Zeiten jedoch fanden wichtige Versammlungen und Zusammenkünfte nicht in Häusern, sondern unter freiem Himmel statt, unter Bäumen. Remmingsheim besitzt zwei solcher Wahrzeichen: Die Lindengruppe beim heutigen Friedhof an der Wegkreuzung Seebronn-Wolfenhausen-Laiwasserweg und die andere am Bronnerweg. Es ist sicher anzunehmen, daß hier an der bedeutenden Wegkreuzung Volksversammlungen abgehalten hurden — oder traf man sich nach getaner Arbeit zum Feierabend hier. Unsere Dorfjugend trifft sich hier am Sonntag, auch die Erwachsenen machen am Sonntag gerne einen Gang hieher. In der Nähe war auch der Platz, wo Hanf und Flachs gebrecht wurde (Brechgasse). Von Generation zu Generation hat sich diese Sitte erhalten. Schriftliche Aufzeichnungen hierüber konnte der Schreiber dieses leider nirgends finden. Jedenfalls sind die Linden schon viele hundert Jahre alt. Doch zurück zu unseren Stab-Amtmännern u. Richtern. Ihnen waren die Polizei, das Ortsgericht und sonstige vom Oberamt Herrenberg, überwiesene richterliche Befugnisse übertragen.

Viel zu regeln gab es wohl auch mit der nahen Grafschaft Hohenberg. Seit alter Zeit war mit Hohenberg ein besonderes Handelscommercium (Handels- und Durchfahrtsrecht) vereinbart. Herzog Christof machte sich darum sehr verdient. Die Rechte bestanden darin:

1. Geben die Remmingsheimer Stabsorte, wann sie in Rottenburg etwas kaufen, gar keinen Zoll, wann aber einer dieser 4 württembergisch-Remmingsheimer Stabsorte das in Rottenburgischen gekaufte Pferd, Vieh etc. bringet, müssen sie der Herrschaft Württemberg den Zoll bezahlen.

2. Wann einer der obigen 4 Stabsorte durch das Rottenburgische und deren Amts-Territorium durchfährt eig: wann er zu Tübingen oder im Unterland Wein, Frucht usw. kauft und im Rottenburgischen durchpassiert, darf er keinen Zoll bezahlen.

3. darf man keinem dieser 4 Stabsorte in Rottenburgischen etwas auslösen, sondern sie werden als Eingesessener tractiert (behandelt).

4. Geben sie, die Stabsangehörigen in mehr besagtem Rottenburgischen kein Weg- und Pflastergeld, in gleichem im Kaufhaus, kein Hausgeld noch sogenanntes Unterkäufergeld.

Auf Seiten der Stadt Rottenburg u. obig dahin gehöriger Orten geben Sie ad Nrum:

1. in denen 4 Staborten auch keinen Zoll, von denen allda erkauften Commercibillibus, (Waren).

2. darf auf gleiche Weise ein Rottenburger und Consorten, wann er durch die vier Stabsorte anderswo außer Land erkaufte War u. Effekti kauft und durchfährt, ebenfalls keinen Zoll geben

3. werden die Rottenburger in den vier Stabsorten, auch der Auslosung halber also tractiert,

4. haben die Rottenburger nicht ein gleiches zu genießen, weil in diesem Flekken kein Kaufhaus, Pflaster Geld u. dergleichen sich befindet,

Die Remmingsheimer Stabsorte durften den Markt in Rottenburg besuchen wie ehedem, wie folgender Bericht zeigt:

Von Gottes Gnaden Christof, Herzog zu Württemberg.

Lieber Getreuer! Wir haben Schultheiß Gericht und Gemeind zu Remmingsheim, Wolfenhausen und Eckenweiler untertänigstes Suplicieren, Ihnen aus vielen ehrhaf-

ten Ursachen in gewollter Sache ihrer Suplication verleibt, den Markt zu Rottenburg mit Vertauschung wir von Alters zu besuchen, zuzulassen, und dann auch deinen Bericht deshalb alles Inhalts vernommen, u. ist demnach unser Befehl, du wollest in Bedeutung obgemelter eingeführten Ursachen den Suplicanten zu Gnaden bis auf unsere Aenderung den Markt zu Rottenburg mit ihren Früchten und Victualien (doch außerhalb der Wollen) zu besuchen vergönnen und zulassen. Hieran Bescheid unserer Meinung.

Stuttgarten, den 16. Jun : as 1553.

Balthasar von Gültlingen.
Jeßler der Kanzler.

Unserem Vogt zu Herernberg Valentin Mosern. Concordat Originali, bezeug ich Valentin Mosern, Vogt zu Herrenberg mit meiner eigenen Handschrift.

Ein gleicher Brief berichtet über die Zollbefreiung der Stabsorte:

Von Gottes Gnaden, Christof Herzog zu Württemberg.

Lieber Getreuer! Wir haben deinen untertänigsten Bericht betreffend den Zoll von den Früchten, so dir zu Remmingsheim und Wolfenhausen in die Herrschaft Hohenberg führen, vernommen, dieweil sie den Rottenburgern gar nahe gelegen und wir Ihnen hievor die Gnade getan, daß sie denselben Wochenmarkt ihrer Nothdurft nach besuchen mögen, so wollen wir sie dieses Zolls bis auf ferneren Bescheid (der doch Jahres nicht viel trifft) erlassen, das wollest du ihnen also anzeigen. Verlassen wir uns.

Datum, Stuttgarten, den letzten Mai Anno 1568.

H. d. v. Plieningen.
M. Hiller D.

Unserem Vogt zu Herrenberg Valentin Mosern.

Concordat Originali bezeuge ich V. Moser, Vogt zu Herrenberg mit dieser meiner eigenen Handschrift.

Von württembergischer Seite wurde später versucht, diese Zollbefreiung aufzuheben, jedoch die Herrschaft Oesterreich führte ebenfalls ihre Gegengründe ins Feld. Die Heß'sche Chronik führt eine Reihe von handschriftlich geschriebenen Urkunden an, welche im Laufe der Jahrhunderte zwischen dem Hause Oesterreich und den Stabsorten, beziehungsweise dem Hause Württemberg, gewechselt wurden.

Sonstige Rechte der Herrschaft Württemberg.

Die Herrschaft Württemberg ist zu Remmingsheim und in desselben Markung einiger Herr, hat auch daselbst allen Staab und das Geleith, alle Obrigkeit, Herrlichkeit, Gebott und Verbott, Hohe und niederich Gericht, Frevel, Strafen und Busen, welche Hohe und niedere Jurisdiction (Gerichtsherrlichkeit) sich auch auf der Bronnmühlen und deren 4 Schwellen sich erstrecket.

Seind die Innwohner schuldig, die Schirmsfrüchten in der Frohn nach Herrenberg zu liefern, sind auch schuldig, die übrige Fronen auf Art und Weise, wie bei Herrenberg bebindlich zu versehen.

Ein großer Frevel ist 14 K. ein kleiner Frevel 3 K. 15 ..... eine Weiberfrevel aber ist in dem Lagerbuch nicht bestimmt, ein groß Unrecht ist ein Pfund Heller, ein klein Unrecht 5 .... jenes gebührt einem Gericht, dieses aber einem Schultheißen. Die Anfügungen aber an Häuser und Felder gehören hälftig der Herrschaft und hälftig der Comunen zu.

Wegen des Frei- und Abzugs wird es im Staab wie im ganzen Land gehalten, daß jeder ungehindert frei abziehen mag.

Remmingsheim, Wolfenhausen u. Eckenweiler geben das Lokal Hausrecht und zwar ein Mann von 100 Pfund 1 Kr. ein Weib oder Wittib von 100 Pfund .... Die Personal-Leibaigene aber werden nach derjenigen Servitut gerechnet, wohin sie leibaigen seind.

Jeder Inwohner oder Ehegemahl zertrennt oder ohngetrennt geben jährlich eine Faßnachtshenne, ferner werden von jedem Rauch, es mögen in einem Haus nur einer oder mehr sein, zwei junge Hühner gereicht.

Die Novalien von Anno 1553 an gehören der Kellerei zu Herrenberg, wie sie in d. Lagerbuch des mehreren beschrieben sind.

Die Herrschaft hat eine eigene Kelter in Remmingsheim, die aller Steuern frei, die Herrschaft erhält einen Keltermeister, gibt Bretter, Bracken, Eichgeschirr, Trechter, Schaufeln her, das Brennholz wird von der Universitätswaldung (Wolfenhauser Wald) hergegeben und ein Maier von Remmingsheim muß es hauen und zur Kelter fahren. Das Zimmer und Bauholz, so von der Herrschaft gegeben wird, ist eine Comun herbeizuführen schuldig. Auch gibt man von jedem Eimer 5 Maas zum Kelterwein. Die drei Orte Remmingsheim, Wolfenhausen, Nellingsheim seien in die Kelter gebannt. Die Kelter in d. nahen Halde im Jahre 1535 von der damaligen östereichischen Regierung auf Bemühen des Hans Hipp von Remmingsheim, Forstmeisters zu Neuenbürg erworben worden. Die Benützung der Kelter war im einzelnen so geregelt, daß z. B. wer bei Nacht kelterte, sein eigenes Licht brennen mußte, es aber so lange löschen durfte, als der Zimmermann bei herrschaftlichem Lichte die gepreßten Treschter heraushieb. (Oberamtsbeschreibung II Seite 325).

Die Straßen Weg und Steeg muß die Comun in allgemeinen Lasten erhalten.

Zu Umgeld wird vom Eimer 13½ Maas gereicht, wie es in der Stadt auch üblich ist. Wegen Abziehung des Abgangs bei den Gassen und Schildwirten wir es tracotirt, wie im Amt auch herkömmlich.

Zur Vogtei zahlt Remmingsheim jährlich Steuer 25 K. Ferner geben die 3 Ort Remmingsheim, Wolfenhausen, und Eckenweiler vor die Schäferei und Zutriebsgerechtigkeit jährlich 8 K. 34 ....3 .... Damals hat die Herrschaft vor Alters die Schäferei in diesen 3 Orthen mit ihrem Zutrieb selbst beschlagen. Diese Gerechtigkeit aber besagt eines unterm 20. November 1582 ergangenen Befehls gegen Reichung obigen jährlichen 8 K. 34 ℔ 3 H. dem Comunen überlassen.

Die Heß'sche Chronik nennt folgende Amtsleute: Hans Conrad Dollmetsch, dessen Frau Walburga geheißen, kommt vor Anno 1597, weil Hans Katz damals noch Schultheiß war, ist er ohnfehlbar Amtmann gewesen.

Die Amtleute waren zum Teil zugleich Schultheiß von Remmingsheim. Anno 1598 ein Jahr später Stefan Metzer war Anfangs Amtmann, nachgehend aber immer Schultheiß genannt. Er starb den 28. Februar 1604.

Hans Jakob Haug kam nach Remmingsheim im Dezember 1604, wird zwar auch öfters Schultheiß genannt, doch hat er wie jener Amtmannsstelle vertreten. Seine Frau Margareta starb Anno 1610 an der Pest. Anno 1618 war er Burgvogt zu Metzingen. Anno 1618 Melchior Calbwer war zuvor Burgvogt in Nellingsheim, seine Frau hieß Anna. 1629 Johann Nikolaus Wald. 1632 Peter Megenhardt, hat sich zugleich Burgvogt v. Nellingsheim geschrieben. Anno 1639 Johann Bleifuß.

Anno 1654 Joh. Jakob Bleyfuß, des vorherigen Sohn, 1685 hat er ein Lagerbuch von Remimngsheim angelegt, welches heute noch vorhanden ist. Anno 1687 Johann Bleyfuß der Enkel. Anno 1715 Adam Claus. Ein wackerer Mann ist anno 1718 nach Bönnigheim promoviert worden, da aber der württembergische Anteils an diesem Ort von Mainz ausgelöset worden, ist er dienstlos gesessen.

Anno 1718 Jakob Christof Scholl, sein Vater war Wolfgang Pfarrer zu Stetten, mit dem Professore Medicine u. Leibmedicus Dr. Zellern war er nahe verwandt. 1748 Philipp Jakob Schwab. Soll im Hause, wo heute Karl Schimpf, Wettegasse, gewohnt haben. Das Haus wurde abgebrochen. Justinus David Sigward, bekannt ist dessen Sohn Heinrich Christof Wilhelm, Professor der Philosophie und Stiftsephorus in Tübingen zuletzt Prälat in Hall und Mitglied des Studienrats geboren in Remmingsheim 31. August 1789, gestorben in Stuttgart 16. November 1844. Heinrich Schnell, welches der letzte hier war.

Folgende Schultheißen sind bekannt: Hans Hipp 1467, Christian Fächt, fiel Anno 1559 die Stiege herunter, woran er starb. Michael Visel 1559. Hans Schibel kommt anno 1569 als Gevatter vor bis 1575. Hans Katz 1576 starb im März 1615. Martin Fischer 1615, dessen Frau hieß Anna. (1619). Conrad Dupper 1621 bis 1632, Stephan Beer von 1644 bis 1647. Hans Fischer von

1647 starb 1681. Conrad Dupper starb 1699. Anno 1695 war er der alt genannt. Conrad Ruthardt von Herrenberg hinterließ keine Kinder, Jakob Dupper. Johannes Visel hinterließ keine Kinder. Hans Schibel, Georg Frick, Micheal Visel.

Die Stabsverwaltung als solche hört hier auf. Bei der Neueinteilung des durch die ehemaligen österreichisch-hohenbergischen Lande vergrößerten Württemberg kam das Stäble zum Oberamt Rottenburg.

(Fortsetzung folgt).

Unser Boden und seine Schätze.

Dr. Haug, Rottenburg.

Im letzten Aufsatz wurde die Schichtfolge in unserer Heimat behandelt, und dargetan, wie über dem Schwarzwälder Buntsandstein die nach Südosten einfallende Tafel d. Muschelkalks zu Tage tritt, auf die die Keuperhöhen aufgesetzt sind; diese leiten dann zum Jura über. Dem geologischen Alter nach sollte ja das älteste Glied, der Buntsandstein, am tiefsten, das jüngste, der Jura am höchsten liegen. Dies ist aber nicht der Fall, sie scheinen aneinander, nicht übereinander geordnet. Der Grund dafür ist, daß sie nicht mehr, wie ursprünglich, wagrecht liegen, sondern schräg stehen. Damit hat das Wasser die Möglichkeit, sich in den weichen Schichten ein Bett zu graben, und die harten von der Flanke her zu packen, u. schließlich die sich bildende Stirnfläche nicht nur zu durchsägen, sondern auch zu unterminieren, So haben wir als Endergebnis die heutige Schichtstufenlandschaft, um deren Erklärung sich noch immer die Geologen bemühen. Von jeder Höhe aus sehen wir größere und mehr auffallende und dazwischen kleinere Stufen vor uns, vor allem die des Keupers (Stubensandstein) und des Weißen Jura.

Damit sind wir schon in die Erörterung der Folgen hineingeraten, die sich aus der Beschaffenheit und der Lagerung der Gesteine ergeben, wenigstens nach der Seite der Gestaltungslehre oder Morphologie.

Diese Erscheinung fällt aber eigentlich nur dem aufmerksamen Wandersmann und Beschauer in die Augen, denn sie gibt der Landschaft ihr bestimmtes Gepräge. Aber der geologische Aufbau hat auch seine praktische Seite. Es ist ohne weiteres klar, daß, wenn eine bestimmte Formation nicht vorhanden ist, auch die ihr eigentümlichen Bodenschätze sich nicht finden lassen werden; es handelt sich bloß darum, das Fehlen sicher nachzuweisen. Lassen alle Tiefbohrungen nirgends das Vorhandensein von Karbon erkennen, so ist auch keine Aussicht, Steinkohlen zu gewinnen; auf Edelmetalle zu schürfen ist eitles Bemühen, wenn man nicht die Schichten vorhanden weiß, in denen solche erfahrungsgemäß zu finden sind. Ist diese Kenntnis für den Bergbau und damit auf ihn sich stützende Industrien von größter Wichtigkeit, so ist anderseits auch die geologische Beschaffenheit maßgebend für Art der daraus entstehenden Böden, und zusammen mit dem Klima bestimmend für den Anbau irgendwelcher Pflanzen. Hier berühren sich also Geologie und Landwirtschaft. Aus den Feststellungen, die der Chemiker dann über Vorhandensein oder Fehlen von wichtigen Nährstoffen für die Pflanzen macht, ist dann ein Fingerzeig gegeben, wie und durch welche künstliche Düngemittel der Landmann seinem Boden reichere Ernten abgewinnen kann. Es liegt klar zutage, wie wichtig also auch die Geologie für den Nährstand ist. Gewisse Beobachtungen macht ja jeder, aber die tiefsten Zusammenhänge u. die Gründe, warum der Acker so und nicht anders ist, entgehen dem, der sich nicht mit dieser Wissenschaft auseinandergesetzt hat. Deshalb sollte auch der strebsame Bauer die geologische Karte und das dazugehörige Begleitwort zur Hand nehmen; bedauerlich ist für unsere Heimat aber, daß, trotzdem sie schon längst aufgenommen ist, das Erscheinen immer wieder hinausgeschoben wird. Blatt Herrenberg, das die Gemeinden Seebronn, Wendelsheim und Wurmlingen und die nördlich davon gelegenen enthält, ist da.

Die Böden des Schwarzwalds zu besprechen, wollen wir unterlassen, da es für uns nicht in Betracht kommt. Wir beginnen mit denen unserer engeren Heimat, mit denen des Mittleren Muschelkalks.

Solche Böden finden sich gerade noch am untersten Talhang, allerdings immer stark durchmischt mit herabgefallenen Trümmern des Hauptmuschelkalks, so daß ihre Eigenschaften sich ändern. Die gröberen Stücke werden herausgelesen, und ergeben die für die Muschelkalklandschaft so bezeichnenden Steinriegel. So ergibt sich ein mittelschwerer Boden, der bei gründlicher Bearbeitung und reichlicher Düngung gute Erträge gibt, vorausgesetzt, daß nicht alles Feinmaterial bei Regengüssen davongeschwemmt wird.

Böden im Hauptmuschelkalk haben wir in unserer Gegend wenig. Wenn sie auch durch Verwitterung von Kalk entstanden sind, so wird dieser doch bald ausgelaugt, und es ergibt sich ein kalkarm zu nennender Boden, aus dem die Pflanzen ihren Bedarf an Kalk nur aus den Brocken, die vorhanden sind, zu entnehmen im stande sind. Da zudem die Kalke der Verwitterung starken Widerstand entgegensetzen, so sind diese Böden meist nicht tiefgründig, deshalb hitzig, und bloß da, wo in Mulden Feinerde zusammengeschwemmt ist, sind sie besser, aber aus den oben genannten Gründen für Kalkdüngung empfänglich. Die klüftige Unterlage bringt es mit sich, daß der Regen sehr bald versitzt, und so können regenarme Jahre gefährlich werden.

An den Talrändern finden sich Böden, die aus dem Dolomit entstanden sind. Sie fallen durch ihre rotbraune Farbe auf. Diese sind mit Kalk besser versehen, als die vorhin genannten, halten auch das Wasser länger; infolge der darin enthaltenen Kriställchen ist die Durchklüftung gut, und solche Böden gehören zu den besseren.

Gut zu nennen sind die, die im Bereich der Lettenkohle liegen, außer solchen, die den untersten Schichten angehören, weil dort d. wasserundurchlässigen Letten kalte u. schwere Böden ergeben. Sie werden besser dem Wieswachs überlassen. Die Letten verschlechtern hier überhaupt, vollends wenn noch Lößlehm mitwirkt, die an sich für die Pflanzen günstigen Eigenschaften der Lettenkohle.

Der Gipskeuper kommt meist an Hängen vor. Hier hat das Wasser Gelegenheit, rasch abzulaufen; der Boden aber trocknet dann rasch aus, während in den tiefen Lagen das Wasser sich staut, und nasse, fast sumpfige Böden ergibt.

Der Schilfsandstein ergibt einen wenig fruchtbaren Boden, der sich aber für den Hopfenbau gut eignen soll. Meist ist deshalb der Schildsandstein dem Wald überlassen, wie am Pfaffenrain und am Heuberg. Schutt davon, der in Gipskeuper gerät, wirkt dort auflockernd, also verbessernd.

Die Bunten Mergel liefern einen schweren Boden, der dem aus Gipsmergel entstandenen ziemlich ähnlich ist. Bemerkenswert ist der große Gehalt an Kali. Meist werden Weinberge darauf angelegt; vielfach dringt auch der Wald, der den Stubensandstein bedeckt, auch auf die Rote Wand herunter.

Wo der Stubensandstein tiefgründig verwittert ist, ist er nicht ungünstig zu nennen, da er Kalk und etwas Kali enthält, tonige Einschlüsse auch das Wasser festhalten, und die grobe Körnung für genügende Durchlüftung sorgt: meist aber wächst Wald darauf.

Die Böden der Knollenmergel lassen sich denen der Bunten Mergel vergleichen. Bloß ist er sehr beweglich. Knollenmergelgelände macht sich leider durch seine unruhigen, fließenden Formen bemerkbar, gerutsche Teile neigen zur Versumpfung. Meist geht die Verwitterung nicht sehr tief.

Der harte Rhätsandstein ergibt nur eine dünne Verwitterungsschicht, und ist zudem undurchlässig; so wird er dem Wald überlassen.

Das wären die Böden, die durch Verwitterung des anstehenden Gesteins entstehen; wie aber schon erwähnt, besitzt die Hochfläche auf weite Erstreckung hin eine Decke aus Löß. Dies ist angewehter Staub, der in den Zwischeneiszeiten, in denen unser Land zeitweise Steppe war, hergeweht wurde. Er setzte sich besonders im Wind-

schatten von Hängen ab, also an deren Ostseite. Der Entstehung nach kann man im Löß nicht allzuviele Nahrungsstoffe erwarten. Zudem haben die obersten Schichten häufig ihren Kalkgehalt eingebüßt und sind zu Löslehm geworden. Meist jedoch reichen die Pflanzenwurzeln bis zum ursprünglichen Löß hinunter. Löß hält das Wasser ziemlich gut, so daß auch länger anhaltende Trockenheit keinen schädlichen Einfluß ausübt. Andererseits läßt er das Wasser auch wieder durch, so daß es sich nicht an der Oberfläche aufstauen kann. Nicht so günstig liegen die Verhältnisse da, wo auf dem anstehenden Gestein nur eine dünne Lösschicht liegt, ebenso da, wo verschwemmte feinste Bestandteile sich in Mulden ansammeln. Damit ist eben die nötige Durchlüftung weggefallen; nasse Jahre geben häufig spärliche Ernten, besonders bei Rüben und Kartoffeln; groß wird der Schaden dann, wenn gleich unter dem Löß undurchlässige Schichten kommen. Wenn so dem Löß auch allerlei Mängel anhaften, so ist er doch d. Grund für die Wohlhabenheit der Gäuorte; mit Hilfe von Aetzkalk und durch sorgfältige Behandlung lassen die Nachteile sich fast gänzlich beseitigen.

Wären damit die Böden, die im Hauptteil des Oberamts vorkommen, in Kürze besprochen, so müssen wir im folgenden noch die Böden, die aus den verschiedenen Jurastufen entstehen, und die für die Steinlachorte wichtig sind, berühren.

Von den drei Gliedern des Schwarzjura Alpha sind die unteren fast ganz mit Wald bestanden. Sie bilden mäßig schwere Tonböden, während der auf weite Strecken (Filder) bodenbildende Arietenkalk einen richtigen Kalksteinboden ergibt, dessen Untergrund von Klüften durchsetzt ist, der aber auch tonige Zwischenlagen besitzt. Brocken der darunter liegenden, noch unverwitterten Bänke und herausgewitterte Austern (Gryphaea arcuata) hindern nicht, daß der Boden als günstig bezeichnet werden kann. Dies ist nicht der Fall beim Boden der Turneritone, besonders, wo an Hängen die Feinerde weggeschwemmt ist, und der Schieferton zu Tage tritt. Gamma und Oberdelta haben mittlere Böden, die zwar nicht ungünstig zu nennen sind, aber doch an Güte dem Arietenkalkboden nachstehen. Die Amaltheentone dagegen bilden schwere, nasse Böden, die für Wiesen günstiger sind als für Ackerland. Wesentlich besser ist der Boden der Posidonienschiefer, der ziemlich viel Phosphor enthält und bei seinen guten physikalischen Eigenschaften einen recht guten Ertrag liefert, außer eben da, wo die feinen Bodenbestandteile durch Abschwemmung verloren gingen. Hier gibts hitzige Böden, während der der Jurensismergel kalte und schwere ergibt. Auch der Opalinustonboden ist zäh und kalt; seine untersten Lagen werden noch zu Aeckern genommen, im übrigen ist er besser ausgenützt, wenn er mit Gras bewachsen ist. Seine oberen Lagen gehören meist schon dem Waldgürtel an, der den ersten Steilhang der Alb bedeckt.

Außer diesen kommen bloß noch die Böden vor, die aus dem zusammengetragenen Schutt der Albtäler entstehen. Sie ergeben in der Regel einen tiefgründigen, an Feinerde reichen Boden, der durch den untergemischten Trümmerschutt sicher nicht verschlechtert wird.

Das wäre also die Beschaffenheit der an der Erdoberfläche entstehenden, für die Landwirtschaft so wichtigen Ackerkrumme; wir wollen noch kurz auf die Bodenschätze zu sprechen kommen, die in unserem Heimatboden sich verstecken. Die in Begleitung der Granitgänge des Schwarzwaldes vorkommenden Silbererze erwähnen wir bloß der Kuriosität halber; der Silberbergbau ist dort ja schon längst zum Erliegen gekommen, da ausländisches, billigeres Silber den Betrieb nicht mehr lohnend werden läßt.

Von sonstigen Metallen kommt ja das Eisen häufig vor; bei uns in den Roteisensteinen von Neuenbürg, den Bohnerzen von Fluorn und der Heidenheimer Gegend, die früher alle verhüttet wurden. Jetzt spielt einzig die Verwendung des Personatensandsteins (Braun Beta) eine Rolle, aber Erz wird nur noch in Wasseralfingen abgebaut, in unserer Gegend nicht.

Für unsere, zum größten Teil im Muschelkalkgebiet liegende Heimat ist dafür das Steinsalz von Wichtigkeit. Allerdings finden sich von den Salinen unseres Landes nur die auf Hohenzollerischem Gebiet bei Haigerloch gelegene Saline Stetten in unserer Nähe. Die Möglichkeit aber besteht, daß im Untergrund Salz zu finden ist, dem man allerdings erst durch Tiefbohrungen zu Leibe rücken muß.

Baumaterial findet sich bei uns in reichlicher Fülle. Sandsteine aller Art sind weit verbreitet, von den roten des Schwarzwälder Hauptkonglomerats und Bausandsteins bis zum Plattensandstein. Für unsere Gegend wichtig sind die Sandsteine der Lettenkohle und des Keupers. Ueber die schönen Lettenkohlensandsteine von Seebronn vergleiche Nr. 5 1926 der „Sülchgauer Scholle." Der Schilfsandstein wird in Wendelsheim zu Schleif- und Bausteinen, Platten usw. verarbeitet, während der grobe Stubensandstein meist zu Bauzwecken verwendet wird. Die Römer verwandten ihn sogar zu Bildhauerarbeiten. Der Rhätsandstein von Waldhausen liefert den harten gelben Tübinger Pflasterstein. Die Sandsteine von Lias Alpha (Angulatensandstein) und den Personatsandstein habe ich noch nirgends verwendet gesehen.

Von den Kalksteinen haben wir ja einen der wichtigsten fast überall in unserer Umgebung, den des Hauptmuschelkalks, in dem die Großen Brüche der Stadtgemeinde und des Landesgefängnisses, sowie der der Amtskörperschaft liegen. Leider verbietet die dünnschichtige Lagerung die Verwendung zu Bildhauerarbeit, wie der fränkische Muschelkalk, aus dem unser herrlicher Marktbrunnen besteht; dafür wird er zu Bauzwecken verwendet; seine Hauptverwendung findet er allerdings als Schottermaterial. Auch der den Muschelkalk abschließende Dolomit findet als Baustein beschränkte Verwendung. Das gleiche gilt für die Kalke des Jura, die meist nur das Mauerwerk für die Unterstöcke der Häuser liefern. Kalktuffe finden sich bei uns nicht, erst beim hohenzollerischen Dettingen.

Brennkalk liefert in guter Beschaffenheit der Trochitenkalk, besonders aber Weiß Beta (Wohlgeschichtete Kalke). Auch Zementmaterial ist im Muschelkalk vorhanden, wird aber nicht benützt; nur Gestein aus Schwarz Gamma wird in einem Werk bei Gomaringen verarbeitet; Weiß Beta wird in unserer Gegend nicht abgebaut, umso mehr aber am Plattenberg.

Daß Lehm in Gestalt von Löslehm bei uns reichlich vorhanden ist, wurde schon bemerkt. Noch im Jahre 1910 stand Rottenburg hinsichtlich der Ziegelherstellung im Schwarzwaldkreis an zweiter Stelle; neuere Zahlen aber fehlen, und doch wäre es dringend erwünscht, daß die Gelegenheit besser ausgenützt würde. Oder spielen da andere Gründe mit herein? — Dem Gips wird bei uns mehr Aufmerksamkeit gewidmet; die Brüche im Keupergips von Wurmlingen werden schon lang ausgebeutet, und neuerdings ist auch der Anhydritbruch beim Niedernauer Bahnhof wieder zu Ehren gekommen.

Schottermaterial ist in unserer Gegend reichlich vorhanden; allerdings sind die Muschelkalksteine zu splittrig, und werden so von schweren Fuhrwerken bald zu Staub bezw. Schmutz zermahlen. Der Keupersandstein ist viel zu weich, und sollte gar nicht auch zu Vorlagen nicht verwendet werden. Er hat nur das Gute, daß er nicht schmutzt, wenn reiner Keuperschotter verwendet wird. Für den neuzeitlichen Lastkraftverkehr reichen alle Gesteinsarten der näheren Umgebung gar nicht mehr aus, man ist genötigt, zu den harten und zähen Graniten und Granitporphyren des Schwarzwaldes oder den Basalten des Hegaus oder den roten Porphyren des Odenwaldes zu greifen. Wichtig sind für unsere Gegend die Oelschiefer, aus denen allerdings bei uns nicht das Oel gewonnen wird, wie bei Göppingen; die Mössinger Steinwerke lassen das Material brennen und verarbeiten es weiter zu Schlackensteinen.

Damit ist unsere kurze Bodenkunde zu Ende. Die Morphologie unserer Gegend, die so viele Reize bietet, überlassen wir dem aufmerksamen Auge des Naturfreundes; wenn er sie sich selbst erarbeitet, wird sie ihm höheren Genuß bereiten, als wenn ihm die Nase draufgedrückt wird. Versteht er dann aus dem Gelände zu lesen, so wird ihm die Heimat darum umso lieber werden.

Herausgeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft i. A. Rektor Zartmann.
Nachdruck auch auszugsweise verboten

Gültlhauer-Scholle
Rottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.
№ 2 Samstag den 19. Februar 1927 3. Jahrgang

Der große Hauptmann von Seebronn.

Von E. Storz-Seebronn.

Es war in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Da herrschte unter allen europäischen Mächten ein wahres Kolonialfieber. Die Aufteilung Afrikas stand auf der Tagesordnung. England und Frankreich handelten, Deutschland aber schlief.

Da weckte der junge Privatgelehrte Karl Peters das deutsche Volk und rief: „Wenn Deutschland sich nicht bald regt und auch Kolonien gründet, werden ihm England und Frankreich keinen Bissen mehr übrig lassen. Das deutsche Volk mit seinen vielen Millionen Einwohnern braucht Kolonien, um leben zu können. Soll es mit seinen Rohstoffen dauernd von England abhängig sein? Deutsches Volk, erwache!" Dr. Karl Peters redete und mahnte und — handelte. Unter großen Schwierigkeiten in abenteuerlichen Unternehmungen schloß er 1884 mit den damals in Ostafrika herrschenden Sultanen von Nguru, Useguha, Ussagara und Ukami Verträge ab, durch die 1 400 000 qkm Land an die von ihm gegründete deutsch-ostafrikanische Gesellschaft fiel. Im Jahre 1885 begann er nach dem Vorbilde der englischen Kolonialmänner auf eigene Farst die Gründung der Kolonie Deutsch-Ostafrika. Der deutsche Arzt Eduard Schnitzer, berühmt unter dem Namen Emir Pascha, der kurz zuvor in englischen Diensten Aequatorialafrika am oberen Nil zu einem Musterlande gemacht und der deutsche Major von Wißmann, der einige Jahre vorher die schwülen, fieberreichen Urwälder und wasserarmen Einöden Mittelafrikas meilenweit durchmessen hatte, halfen ihm beim Ausbau der Kolonie. Diese erhielt am 27. Februar 1885 den Kaiserlichen Schutzbrief.

Aber man hatte nicht mit den Hoheitsrechten des Sultans von Sansibar gerechnet, der Truppen nach Ostafrika schickte. Die deutschen Kolonisten hatten einen schweren Stand, trugen aber zuletzt doch den Sieg davon.

Die Zahl der Tapferen aus der Wißmannschen Schutztruppe ist nicht klein. Einer der Tapfersten aber aus seiner ausgewählten Garde war Eugen Krenzler, der große Hauptmann von Seebronn. Eugen Krenzler war als Sohn des Lehrers Johannes Krenzler, gebürtig aus Oberndorf OA. Herrenberg und seiner Gemahlin Salome Schach aus Seebronn am 3. Januar 1856 zu Seebronn geboren. Bis zu seinem 11. Lebensjahre besuchte er die Schule seines Vaters in Seebronn, hernach das Gymnasium zu Ehingen a. D. und später das in Stuttgart. Nach Absolvierung des Gymnasiums trat er am 1. Oktober 1873 als Einjährig-Freiwilliger in das Württ. Feldartillerie-Regiment Nr. 29 in Ludwigsburg ein, besuchte die dortige Kriegsschule und wurde unter dem 3. April 1876 Leutnant im Württ. Fußartillerieregiment Nr. 13 zu Ulm.

Nach längeren wissenschaftlichen Vorstudien trat er Ende 1885 in den Dienst der ostafrikanischen Gesellschaft und traf ausgangs Januar 1886 in Sansibar ein. Durch sein braves, biederes Wesen, seine große Gründlichkeit, durch eisernen Fleiß und Schaffensdrang errang er sich sehr bald eine hochgeachtete Stellung.

Er wurde mit der Führung einer Expedition betraut und legte im März 1886 am rechten Ufer des Kingani die Station Dunda an. Den ihm feindlich gesinnten Nachbarhäuptling Pasi Songera brachte er zum Gehorsam und schloß einen Vertrag mit ihm ab, der ein ausgedehntes Gebiet der ostafrikanischen Gesellschaft sicherte.

Eine schwere Brustfellentzündung als Folge des Fiebers zwang ihn, seine Station Dunda im Oktober 1886 zu verlassen und zunächst im Lazarett in Bagamayo Genesung zu suchen. Auf der nun folgenden Reise über Bombay, Aden nach Kairo, schließlich durch Rückkehr nach Deutschland fand er völlige Wiederherstellung und seine alte Gesundheit wieder.

Kaum hergestellt, trat Krenzler wieder in das württ. Heer zurück und wurde im März 1887 zum Premierleutnant befördert. 1½ Jahre blieb er im Frontdienst der Artillerie. In dieser Zeit veröffentlichte er seine beiden Bücher: Ein Jahr in „Deutsch-Ostafrika" und „Sklaverei und Sklavenhandel in Ostafrika."

Kaum hörte er von Wißmanns schwieriger Lage, als er sich ihm auch schon wieder zur Verfügung stellte. Anfangs 1889 trat er als Chef in die Wißmannsche Schutztruppe ein und übernahm den Oberbefehl über den gecharterten Dampfer „Martha", welcher die Hilfstruppen, die Geschütze, Munition und Lebensmittel für die Schutztruppen Ende März 1889 in Bagamayo landete.

Mit seinen Truppen stürmte er dann sofort das starke Lager Buschiris bei Bagamayo, leitete die Gefechte und die Einnahme von Saadami und Pangani und erstürmte später Mlenebule. Sofort nach der Einnahme von Tanga im Juli 1889 wurde er Chef dieser Station und später Bezirkshauptmann des Tanga-Pangani-Distriktes.

Unter seiner eisernen Energie und rastlosen Tätigkeit erhob sich Tanga zum „Schmuckkästchen Ostafrikas." Er baute das

schöne, vorzüglich befestigte Fort von Tanga, ließ die Stationen Jangata und Mkwadia besetzen und öfter Streifpatrouillen durch das fruchtbare Boudilgebiet ziehen, um die Dorfältesten und Häuptlinge zu Friedensverhandlungen nach Tanga einzuladen. Die Plantagen Amboni am Sigefluß und am Mkumulusi, die Saint Paul'schen Plantagen bei Tanga entstanden unter seinem wachsamen Schutze. Für seine hervorragenden Taten erhielt er im Januar 1891 die Beförderung zum Hauptmann und den Orden vom strahlenden Stern von Sansibar.

Bald darauf erkrankte Krenzler zum zweitenmale am Fieber. Ein sechsmonatlicher Urlaub in Deutschland, während dessen der frühere württ. Artillerieleutnant Freiherr von Varnbüler seine Stelle versah, brachte ihm wiederum Gesundheit und gestattete seine Rückkehr nach Tanga.

Die Absicht des Gouverneurs von Soden, die Palmen der Eingeborenen zu besteuern, riefen im September 1891 den ersten Aufstand der Wadigos hervor. Krenzler hat ihn beschwichtigt und auch noch die beiden letzten Expeditionen gegen die Wadigos befehligt.

Aber die Aufregungen und Strapazen warfen ihn erneut aufs Krankenlager, von welchem er nicht mehr aufstehen sollte. Er starb am 15. Februar 1892 im Lazarett zu Bagamyo am Malariafieber.

Im Walhallabau des Kriegerdenkmales zu Seebronn soll er fortleben als „Der große Hauptmann von Seebronn."

Eine Kunstwanderung durch die Landkirchen des Oberamtsbezirks.

Pfarrer Beßler—Dettingen.

Der hochselige Bischof von Keppler forderte einmal bei einem Besuch im Wilhelmsstift seine Theologen auf, jede Kirche, zu der ihre Wanderungen sie führe, zu besuchen und zu besichtigen.

Denn auch das einfachste schlichteste Dorfkirchlein bietet irgend etwas, das von künstlerischem Wert sei und ein liebevolles Ansehen verdiene. Er konnte schon damals auf sein Sammelwerk hinweisen, das lange Zeit das einzige Nachschlagewerk für die kirchlichen Kunstaltertümer war und heute noch ausgezeichnete Dienste leistet: „Württembergs kirchliche Kunstaltertümer." An seiner Hand wollen wir eine kleine Wanderung durch die Landkirchen unseres Oberamtsbezirks machen und mit liebender Hingebung und freudigem Interesse die Werke beschauen und betrachten, welche die kirchliche Kunst, vor allem der vergangenen Jahrhunderte geschaffen und zur Verschönerung dieser Kirchen dortselbst aufgestellt hat.

Wir steigen zunächst den gelben Kreidenbusen hinauf, kommen auf die schöne Landstraße Rottenburg-Hirrlingen und machen unsern ersten Besuch der Pfarrkirche zu Weiler. Schade, daß wir halbwegs nicht mehr Rast machen können in der 1807 von der Regierung als entbehrlich abgetragenen „Jodoks u. Wendelinuskapelle", dieim Jahre 1338 von Walther Vigelin von dem Weiler erbaut worden war. Zuerst dem hl. Jodokus zu Ehren erbaut und geweiht wurde die Kapelle wegen des hl. Wendelinus, dem sie später als Nebenpatron geweiht worden war, ein besuchter Wallfahrtsort. Sie mag wohl auch wertvolle Skulpturen oder Bilder dieser Heiligen geborgen haben. Der von dem Konstanzer Weihbischof Georg Sigmund Müller geweihte Altar ist ebenso verschwunden wie der Altar aus der „Oberkirche z. hl. Wolfgang", die 1475 erbaut worden war und im Jahre 1828 abgebrochen wurde. Die jetzige 1828 erbaute Pfarrkirche besitzt von den Altertümern dieser beiden früheren Kapellen nichts mehr. Dafür aber stehen in ihr zwei spätgotische Holzfiguren, die von hohem künstlerischem Wert sind. Vor allem die Holzskulptur des hl. Bischof Remigius von Rheims, eine spätgotische Arbeit von ausgezeichneter Feinheit und Schönheit, gehört zweifellos mit zum Schönsten und Kostbarsten, was unser Bezirk an spätgotischer Plastik besitzt. Man kann sich an dem gütig lächelnden Antlitz, diesen väterlich lieb blickenden Augen, diesem edlen Mund nicht satt sehen und glaubt fast eine lebende Seele in dieser herrlichen Bischofsfigur zu erblicken. Die zu seinen Füßen kauernde Figur scheint mir aber kein Bettler zu sein, sondern eher eine Frau, deren Hände gefesselt zu sein scheinen. In der Hand trägt er das Oelfläschchen, das ihm nach der Legende eine Taube vom Himmel gebracht haben soll bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodwig. Gegenüber an der rechten Wand des Schiffes steht die Figur des hl. Hauptmanns Mauritius, die allerdings an Feinheit und Schönheit die des hl. Remigius nachsteht, aber gleichwohl ein sehr beachtenswertes Kunstwerk der Spätgotik darstellt. Woher stammen diese beiden Holzskulpturen? Sicherlich nicht aus den abgebrochenen Kapellen, vielmehr liegt die Vermutung sehr nahe, daß sie aus der Remigiusklause beziehungsweise der Moritzkirche in Rottenburg-Ehingen stammen. Mit der letzteren stand die Kirche von Weiler in enger Verbindung. Denn im Jahr 1608 inkorporierte der Generalvikar des Bischofs Jakob von Konstanz im Hinblick auf die Armut der Kirchenfabrik der Stiftskirche zu St. Moriz und die daraus sich ergebende Unmöglichkeit, die alte St. Remigiuspfarrkirche und die Stiftskirche mit Wachs, Oel und anderem Notwendigen zu versehen, dem Stift St. Moriz die St. Jodoks- und St. Wolfgangskapelle zu Weiler. — Erwähnenswert sind noch einige schöne Holzleuchter im Empirestil und zwei kleine Reliquienkästchen.

Von Weiler gelangen wir in einer schwachen halben Stunde nach dem größeren Pfarrort Dettingen. Dieser Ort hatte bis vor kurzem eine noch ganz in der ursprünglichen Gestalt erhaltene spätgotische Dorfkirche, ein Werk der Uracher Schule. Der Chor insbesondere war mit seinem Netzgewölbe, dessen Rippen auf den Brustbildern der Apostel ruhten und seinen spätgot. Maßwerkfenstern ein kostbares Kleinod. Er barg außerdem ein wertvolles Sakramentshaus in Form eines Wandtabernakels auf flachem vom Boden aufsteigenden Wandpfeiler; auf dem Sims lagen Hund und Löwe; der Baldachin mit Meisterzeichen wölbte sich im Dreieck mit Verästungen heraus und endigte in eine hohe Fiale. Ein schön gearbeitetes Eisentürchen schloß den Tabernakel ab. Wie schade, daß aus burokratischen Gründen — Erhaltung der Pfarrscheuer! — der Chor nicht als Kapelle in die neue Kirche aufgenommen werden konnte! Von den anderen in der alten Kirche noch vorhandenen Kunstaltertümern ist nur noch ein Stück erhalten. Eine, wie man sagt, aus dem im Mönchstäle gelegenen Bruderhaus stammende Gruppe der weinenden Frauen aus spätgotischer Zeit wurde leider Gottes zur Tilgung der Bauschuld verkauft; die auf dem kleinen Altar in der Gefallenenkapelle der Kirche stehende Gruppe ist nur eine Kopie. Auch das romanische Leuchterchen, dreifüßig mit Laubwerk und Männchen, an das sich die Erwachsenen noch gut erinnern, wurde wohl zum gleichen Zweck verkauft. Das einzige Altertum ist das köstliche Brustbild des hl. Kirchenpatrons Dionysius aus der Rokokozeit, das lange Zeit in der Sakristei ein verborgenes Dasein führte und nunmehr auf dem Altar der Gedächtniskapelle einen Platz gefunden hat. Kenner schätzen dieses feine zierliche Bildwerk sehr hoch; das Brustbild ruht auf einem eleganten Postament, in welches früher Reliquien eingelassen waren. Eine spätgotische, ziemlich verwitterte Gangfigur des hl. Dionysius stand lange Zeit in dem Schwesternhaus und steht nunmehr im Pfarrhaus. Als einzige Zeugen der verschwundenen spätgotischen Schönheit sind die Maßwerke im Turmgeschoß und die Eselsrücken über dem Turmeingang in die alte Kirche und über der Tür des sog. Beinerhauses (vom Jahre 1493) übrig geblieben. Zwei ziemlich vergangene Kruzifixbilder aus gotischer Zeit, welche vom Bruderhaus im Mönchstäle stammen sollen, befinden sich in Privatbesitz von Dettinger Familien.

Hemmendorf, eine Johanniterkommende vom 13. Jahrhundert bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, verrät mit seinem 1790/91 erbauten neuen Schloß mit den zwei alten Rundtürmen aus den Jahren 1608 und 1619, das heute als Pfarr- u. Schulhaus dient, seinen früheren herrschaftlichen Charakter. Wer aber glauben wollte,

in der 1894/95 erweiterten gotischen Kirche in Bildwerken und Kunstaltertümern manche Zeugen der vergangenen Johanniterherrlichkeit zu finden, wird sehr enttäuscht sein. Außer dem bemalten Stuckfries aus der Renaissance (reiche Guirlande mit Menschenköpfen und Drachen) im gotischen Chor, einem gotischen Wandtabernakel und einem Grabstein eines Ritters von 1608 besitzt die Kommenturkirche fast nichts mehr aus alter Zeit, was Erwähnung verdiente. Der Wandtabernakel ist nicht so reich wie der frühere von Dettingen, hat zwei Fialen und einen Ziergiebel. Der Grabstein zeigt eine schöne Rittergestalt mit Wappen umgeben und trägt den Namen des Augustin von Mersperg, Kommenthur. Der alte achteckige Taufstein mit Maßwerkornament aus dem 15. Jahrhundert und der Zahl 1455 steht jetzt im Schloßhof zu Wachendorf. Noch zu erwähnen ist eine aus Sigmaringen stammende gotische Mutter Anna selbstdritt über einer Seitentür im Schiff und ein der Renaissance angehöriger siebenarmiger Holzleuchter. Die kleine Gottesackerkapelle stammt aus dem 16. Jahrhundert und zeigt über dem Vorbau am Eingang ein Relief in Stein aus dem 18. Jahrhundert: Christus am Kreuz mit Maria und Johannes.

Der Marktflecken Hirrlingen hat in der 1770 bis 1772 durch den Baumeister Großbayer von Haigerloch erbaute und im Jahr 1920 gut restaurierte St. Martinskirche wohl eine der schönsten Landkirchen; nur schade, daß sie für die große Gemeinde zu klein ist und keinen entsprechend großen und geräumigen Haupteingang hat. Dieser führt vielmehr in das früher kreuzgewölbte Untergeschoß des schönen gotischen Turms von 1563, von wo aus einige Stufen in die Kirche führen. Wohltuend wirkt gleich beim Eintritt das harmonische Innere, in dem Architektur, Plastik und Malerei schön zusammenstimmen. Von besonderem Reize sind die feinen Rokokonebenaltäre, deren Schönheit die verständnisvolle Renovierung neu erweckt hat. Mit ihm wetteifern die elegante Kanzel und die luftigen Emporen auf beiden Seiten, sowie die Orgelbrüstung. Das Tafelgemälde des barocken Hochaltars: St. Martinus darstellend ist ebenfalls von guter Wirkung. Die wieder aufgedeckten Fresken an der Decke verraten eine geschickte Hand, wenn es auch nicht die eines Jaenarius Zick oder Martin Keller ist. Sie sind von Gabriel Thumb, der aus der bekannten Baumeisterfamilie der Thumb stammt, gefertigt; der gleiche Meister hat auch die Deckengemälde in der Kirche von Frommenhausen gemacht.

Die Kirche ist geschmückt mit einer Reihe von Grabmälern, unter denen einige mit schönen Rittergestalten bemerkenswert sind. So das Grabmal des Vollmar von Brandeck und Sterneck † 1549 und seiner Frau Barbara geb. Truchsessin von Bichishausen † 1568; das des Adam von Ow 1630, das von einem Bildhauer aus Hechingen für 38 Gulden gemacht werden mußte; endlich das Grabmal des Alexander von Ow 1662, der Kanoniker von Eichstätt, Augsburg und Würzburg war und im Alter von nur 23 Jahren in Hirrlingen verstarb. Auf dem Dachboden der Kirche steht ein alter Palmesel. Der älteste Kelch stammt von 1627 und ist mit dem Owschen u. Rechbergschen Wappen geschmückt. Als kostbarstes Kleinod aber birgt die Hirrlinger Kirche einen schön gearbeiteten Pfeil des hl. Sebastian, der auf dem Gestell eines silbernen Armes ruht, auf welchen wiederum die Wappen der Ow und Rechberg angebracht sind. Alljährlich wird der Pfeil am 20. Januar und dem darauffolgenden Sonntag in der Kirche zur Verehrung ausgestellt. Wie diese kostbare Reliquie nach Hirrlingen kam, berichtet ein Artikel des Staatsanzeigers vom 4. Juli 1875. Dort lesen wir: Pius II. hatte 1464 dem Kloster Bebenhausen jenen Pfeil geschenkt; nach der Reformation geriet er in Vergessenheit, bis ihn Prälat Joh. Stecker, 2. evangelischer Abt zu Bebenhausen, von Rost überzogen wieder auffand. Als Altertumsfreund schickte Stecker den gereinigten Pfeil mit einer lateinischen Urkunde am 12. Oktober 1606 an Adam von Ow zu Hirrlingen und Sterneck. Es wurde dann von den Besitzern bestimmt, daß der Sebastianspfeil solange in Hirrlingen bleiben solle, als dieser Ort katholisch sei, daß er aber, sofern Hirrlingen wieder Verhoffen dem katholischen Glauben untreu würde, in das nächst katholische Ort derer von Ow, das wäre Wachendorf, verbracht werden solle. Früher bestand der Brauch, daß man am Sebastianstag den Pfeil in eine Kufe Weins tauchte, von dem man den von allen Seiten herbeiströmenden Kranken und Bresthaften verteilte. Nach einer jetzt in Hirrlingen nicht mehr aufzufindenden Druckschrift soll dieser Wein wunderbare Heilungen bewirkt haben. — Sehenswert ist die an der Straße nach Frommenhausen gelegene Gottesackerkapelle zum hl. Michael, 1664 von Bischof Georg Sigismund von Konstanz eingeweiht, 1757 und 1879/80 erneuert. Die Kapelle, welche ursprünglich dem hl. Sebastian geweiht werden sollte, birgt ein schönes Tafelgemälde aus dem Jahr 1694, auf welchem ein das Owsche Wappen haltender Mann den Pfeil des hl. Sebastian dem Christuskind auf dem Schoß der Mutter Gottes überreicht. In der Vorhalle hängt ein überlebensgroßer Kruzifixus aus spätgotischer Zeit, der allerdings schlecht gefaßt ist. Er gehörte wohl in die Werkstatt des Meisters, der den Zwiefaltener herrlichen Kruzifixus gemacht hat. Ein alter Grabstein steht an der Kirchhofwand. Er trägt die Inschrift: Als man zalt 1562 jar wie den 5tag mai starb der erbar Jakob Bayter von Frommenhausen, dem Gott gnedig sei. Am untern Rand steht die Bemerkung: Anna D. 1510 ist der obgemeldt zu S. Jakob (Compostella) gezogen. Der Stein zeigt das Bild des Pilgers Bayter mit Pilgerstab und zwei Abbildungen vom hl. Jakobus, als Maurentöter und Pilgerbeschützer, unten St. Bartholomäus u. St. Wendelin.

Der Pfarrei Hirrlingen war in früherer Zeit der Ort Frommenhausen inkorporiert, wo ums Jahr 1400 eine Kapelle erbaut wurde, in welcher Hirrlinger Geistliche die hl. Messe lasen. 1428 stifteten Schultheiß Wend und die ganze Bürgerschaft eine eigene Kaplanei, welche aber von 1581 bis 1710 unbesetzt blieb. Nach Erlöschen der Owschen Linie in Hirrlingen 1709 forderte Frommenhausen einen eigenen Geistlichen, Trennung von Hirrlingen und Herstellung des Kaplaneihauses. 1770 wurde die jetzige Pfarrkirche erbaut u. 1772 durch Augustin Hornstein, Generalvikar von Konstanz eingeweiht. 1819 wurde die Kaplanei zur Pfarrei erhoben. Die Kirche zum hl. Vitus ist ein einfacher Rokokobau mit weitem lichtem Chor. Das Deckengemälde schuf Gabriel Ignaz Thum. Wenn die Kirche einmal stilgemäß renoviert wird, könnte sie mit ihrem zierlichen Hochaltar aus der Rokokozeit ein harmonisch schönes Kircheninnere darstellen. Von besonderem Wert ist die allerdings ganz ungünstig aufgestellte Mutter Gottes-Natur mit Jesuskind. Nach dem Urteil eines Fachmanns stammt sie aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts, da das Jesuskind unbekleidet dargestellt ist. Die Skulptur rührt aus der früheren Marienkapelle her, welche im Jahr 1399 erichtet worden war. Auch der ergreifende Kruzifixus mit schön verziertem Kreuz unter dem Chorbogen, der aus dem Kapuzinerkloster in Rottenburg stammen soll, ist erwähnenswert. Zwei gute Darstellungen der Pietà befinden sich im Privatbesitz; eine derselben dem Schultheiß gehörig, steht in einer eigens für sie erbauten kleinen Kapelle am Weg von Schwalldorf. In dem Schiff der Kirche hängt ein Votivbild aus dem 17. Jahrhundert mit der Inschrift: Anno 1633 Gott zu Ehr hab ich Martin Beck, Schultheiß dieses Kreuz daher machen lassen, dieweil mein Sohn Hansjörg Beck ist am Fastnacht Montag am Abend durch schwedische Reiter erschlagen worden, auch Mart. Beck?) erschossen worden. Das Bild zeigt Christus am Kreuz, unter ihm Martin Beck seinen sterbenden Sohn in den Armen haltend, daneben drei Töchter und eine erwachsene Person. Beachtenswert ist die Tracht der Frauen, welche ro[illegible] Röcke, weiße Schürzen und große weiße [illegible]nische Halskrausen tragen.

Die Kirche in Schwalldorf, das früher eine Filiale von Dettingen gewesen, ist ein einfacher Bau aus dem Jahre 1733; die Renovierung im Jahre 1922/23 ist gut gelungen und machte aus der ziemlich verwahrlosten Kirche ein feines Schmuckkästlein. Der massige Rokokoaltar in dunkler Holzfarbe zeigt als Altargemälde das Martyrium des hl. Andreas. Mit ihm stimmen die leichteren Nebenaltäre überein, auf dem linken Seitenaltar (Evangelienseite) steht eine ordentliche Pietà. Von den zwei gut gefaßten Holzskulpturen des Hochaltars ist besonders die der hl. Ursula hervorzuheben.

Aus alten Urkunden und Schriften.

Liber traditionum — Stiftschronik von Ehingen, abgefaßt von Weitenauer.

Von der Herrschaft Hohenberg.

Die drei Herrschaften Baaden, Hochberg und Hohenberg seindt beieinander gewesen und etwen unter die viele der Kinder geteilt. Hochberg liegt bei Freiburg im Breisgau (ungefähr zwo Meilen herabwärts), und ist das Schloß, darum das Land den Namen hat, noch in gutem Wesen. Aber Hohenberg im Schwarzwald (!), ein Meil von Rottweil, ist ein verfallen Schloß.[1]) Das haben die Rottweiler auf Gebot Kaiser Sigismunds zerbrochen.[2]) Nun von dem Schloß Hohenberg, da vorzeiten eine besondere Grafschaft gewesen ist, hat ein ganz Ländle den Namen, das man nennt das Hohenberger Land, und gehört dazu Rottenburg am Neckar u. Ehingen, zwei Städt, die beieinander liegen, und liegt dabei auch ein Bergschloß, das heißt Alt-Rottenburg. Dieses Schloß war von den Römern erbaut, nachgehends von den Grafen von Hohenberg bewohnt, dermalen genannt die Weiler Burg wegen des Dorfs Weiler unten am Berg liegend, jetzt aber zerrissen.[3]) Zu Ehingen ist ein Stift; das haben fundiert die Grafen von Hohenberg (wie hernach mehreres folgen soll). Es gehört auch in diese Herrschaft die Stadt und Schloß Horb. Haigerloch ist davon verpfändet den Grafen v. Hohenzollern (derzeit gegen ihn vertauscht). Was bei dem zerbrochenen Schloß Hohenberg liegt an dem Schwarzwald wird genannt die obere Herrschaft und was am Neckar liegt, heißt man die untere Herrschaft, das diese beide Teil gemeiniglich durch zween Amtmann regiert werden. Es gehören weiter zu dieser Herrschaft ohne die genannten Flecken Binsdorf ein Städtlein, Kirchberg ein Frauenkloster, Schömberg ein Städtlein unter Hohenberg, Friedingen ein Städtlein an der Donau und dabei ein fürstlicher Forst. Es haben vor Jahren auch mehr Flecken und unterschiedliche Herrschaften dazu gehört, die aber mittlerweil und zeit ein Teil verkauft und ein Teil verpfändet, als Haigerloch, Oberndorf, das ist der Grafen zu Zimmern, Wildberg u. Nagold, so jetzt besitzt der Herzog von Württemberg. Bei Nagold liegt ein Frauenkloster, genannt Reutin[4]), darin liegt begraben der letzte Graf des Namens und Stammes von Hohenberg, hat geheißen Graf Siegmund.[5])

Von der Stadt Landskron.

In der Gegend besagten Hohenberger liegt, war vor diesen zu sehen die große mächtige, aller Welt bekannte Stadt Landfurt oder von andern Landskron genannt. Wer diese aber erstlich und anfänglich erbauen, wird in keiner Chronik, Kosmographie oder Zeitregister nit gefunden; denn sie ist und war eine von den ganz alten Städt, daß sie aber von den Heiden erbauet, von den Römern in Bezwingung des Deutschlands auch bewältigt und bewohnt sei worden, sind dessen gewisse Kennzeichen so viel in der Stadt annach hin und wieder sich befindende in Stein gehauene Götzenbilder, absonderlich die zwischen dem Sülcher Tor stehenden, mit weniger so mannigfältige von den Ackersleuten auf dem Feld und von andern, so sie einen Keller oder was anders graben, gefunden Geld mit römischen heidnischen Köpfen bezeichnet, wie ich dero selbst auch unterschiedliche allhier gesehen. Johannes Lohmüller Wagner und Kromer auf dem Platz in Ehingen allhier, als er vor 10 Jahr für sein neues Eckhaus den Keller erweiterte, fand auch neben einem Gewölbe eine solche heidnische Geldle, wohl silberreich sind sie, die ich gesehen. Dieses ist auch gewesen die Meinung Junker Christophs Lutz von Lützenhard in der Beschreibung Rottenburg vor etlich und siebenzig Jahren.

Landskron Bekehrung zum christl. Glauben.

Um das Jahr nach Christi gnadenreicher Geburt siebenhundert und dreißig ist selbe von Bischof Bonifatius auch vom Heidentum zum christlichen Glauben bekehrt, wie ich in einem altfränkischen Teutschen Reimen gelesen habe. Johannes Nanclerus weiland gewester Probst zu Tübingen erzählt in seiner Chronographie vol. 2 generat 25, folio mihi 106, facia 2, das apostolische Mandat, mit welchen Papst Gregor II. a. 706 Winfrid darnach Bischof Bonifatius genannt, ins Deutschland erstmals geschickt selbes zu bekehren und den christlichen Glauben zu lehren, weil die so am Rhein gegen Aufgang den Sonne noch teils nit getauft die Abgötter verehrten, teils nit recht unterricht, Papst Gregor hat ihnen Bonifatius auch den Thüringer rekommendiert. Bonifatius versah dies sein apostolisches Amt 36 Jahre. Unter dieser Zeit starb Papst Gregor II. und III. auch Papst Zacharias hats getrieben bis auf Papst Stephan des Namens der 2. Obengezogener Nanclerus setzt lo. cit. fol. 107 unterschiedliche Brief, welche Papst Gregor III. und Bonifatius gegen einander gewechselt haben von Bekehrung der Deutschen. Nanclerus fol. 108 setzt ein Brief, den Bischof Bonifatius an Papst Zacharias, abgehen lassen, fol. 110 wie er zu Mainz ein Erzbistum anstellt und von König von Frankreich einen Schutzbrief erhalten. Dieses alles ist bei Jos. Nauclerus loc. cit. mit Lust aller deutschen Gemüter wohl zu lesen.

Seb. Münsterus in seiner deutschen Kosmographie L. 3. cap. 25 fol. 471 erzählt auch weitläufig vie daß die Bekehrung Deutschlands von Bischof Bonifatius geschehen. Er tut auch mit all andern Geschichtschreibern weitläufig erweisen, daß je und allweger Lands und Herrschaft, wo jetzt die zweifache Stadt Rottenburg und Ehingen am Neckar nur jene Völker Germani oder Deutsche genannt worden seien, welche da wohnen zwischen den zweien berühmtesten Flüssen, den Rhein und der Donau, allwo ja freilich vorderst wir hierum wohnen.

Als aber nachgehends der christlich Glauben durch harte Tyrannei sehr betrübt und durchächtet war in diesen Landen, hat sich die Stadt Landskron oder Landsort auch wieder lassen abwenden mit viel andern zur alten Abgötterei. Zwei hundert sechzig und zwei Jahr beständig blieb im Glauben, vie oben schon angezogene alte Reime melden.

(Forts. folgt).

[1]) Seb. Münster, in Cosmogr. germ.
[2]) desgl.
[3]) Rottenburger Beschreibung e^ Traditio indubitata.
[4]) Wappenbuch der Stadt Rottenburg.
[5]) Seb. Münster a. a. O. und besagte Wappenbuch.

Heimatliche Sagen.

Aus Bierlinger, Volkstümliches aus Schwaben.

Der Schatz im Schlosse Niedernau.

Auf der alten Burg „Ehingen" bei Niedernau soll ein Schatz begraben sein. Ein Bauer von Dettingen ging von der Niedernauer Mühle heim durch die Siebentäler hinauf. Als er unten an den Ruinen vorbei ging, kam ein Herr und eine Frau zu ihm. Die redeten ihn an, er solle mit ihnen gehen, sie wollten ihm viel Geld geben und werden selber erlöst sein. Der Bauer erschrack darüber und ging nicht auf den Antrag ein. Er hatte acht Tage Bedenkzeit ausgebeten, ging heim, bereitete sich zum Tode vor und ging hinauf auf das alte Schloß. Er sah drunten eine große Truhe voll Geldes, darauf lag ein Pudel, und den sollte er herunter hauen. Wie er dies tun wollte, da fuhr der wie wütend auf ihn los; der Mann erschrack dermaßen, daß er heim ging, sich legte und starb.

Das Heuberger Hexlein.

Bei Rottenburg, nicht weit ab der Seebronner Straße ist der uralte Heuberger Turm, auch Mehlsack oder Hexenturm geheißen. Er soll aus Römerzeiten stammen, sei zerstört und im Städtekrieg wieder aufgebaut worden. Dieser Heuberger Turm sei ehedem der Sammelplatz aller Hexen der Umgegend gewesen. Die von Rottenburg ritten auf Ofengabeln um Mitternacht dahin. In dem Turme selbst hauste das Heuberger Hexlein, eine kleine untersetzte Weibsgestalt mit großem Kopf, wie der Mond am Himmel, und mit kleinen, kleinen Füßlein. Alle Hexen wurden von ihm bewillkommt. Da gings an ein Tanzen und nach dem Tanz fing das Hexlein an zu prophezeien, ob die Weiber noch lange ihre Männer haben, oder ob sie bald verlieren und welche sie dann bekommen. Die Mädchen ließ das Hexlein ihre künftigen Männer sehen und wann sie dieselbigen bekommen.

Herausgeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.
Nachdruck auch auszugsweise verboten

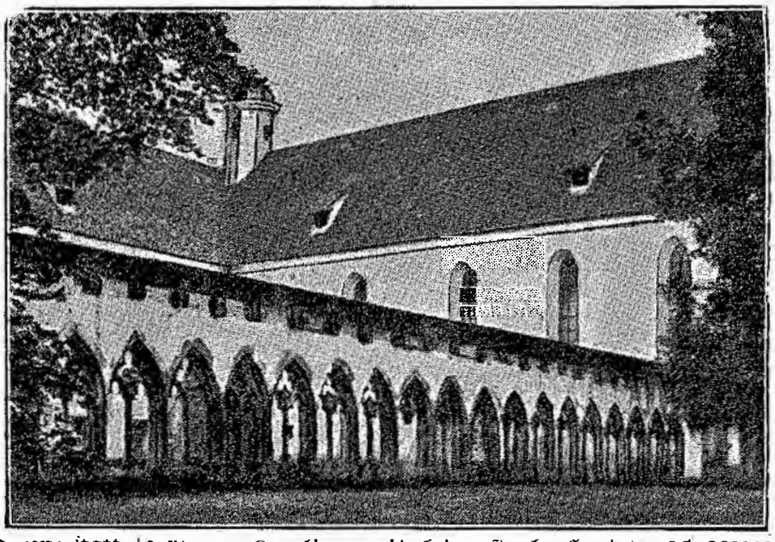
Gäuchgauer Echolle
Rottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.
№ 3 Freitag den 18. März 1927 3. Jahrgang

Die Grafen von Hohenberg und ihre Klostergründungen.

Von F. Haug.

1) Kirchberg.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts setzen auch in Schwaben die Gründungen von Klöstern ein. Zunächst sind es solche, die der Regel des Hl. Benedict folgen; von 1140 an haben wir dagegen solche, die der reformierten Regel dieses Ordens folgen (Cistercienser), während um die gleiche Zeit auch Prämonstratenserklöster entstehen, die nach der Regel des Hl. Augustinus lebten. Um einige der älteren und der wichtigeren zu nennen, haben wir als ältestes Benedictierkloster Reichenbach, gegründet 1082, Blaubeuren 1085, Zwiefalten 1089; das älteste Cistercienserkloster ist Maulbronn gegründet 1147; in unserer Gegend Bebenhausen 1190, Rottenmünster gegen 1221. Später werden bei diesem Orden noch zahlreiche Frauenklöster ins Leben gerufen. Als diesen alten Orden die Franziskaner und die Dominikaner zur Seite traten, finden wir alsbald eine stattliche Reihe von Neugründungen des letzteren Ordens, während die Franziskaner sich mehr auf die großen Städte (Ulm 1229, Hall 1236, Eßlingen 1237) beschränkten.



Wem verdanken wir die Entstehung dieser Pflanzstätten der Kultur? denn daß sie das waren, wird so ziemlich allgemein zugegeben und das Märlein von den faulen Mönchen findet nicht mehr den Glauben wie früher. Nicht nur die Wissenschaften wurden dort gepflegt, und Schulen unterhalten oder die Schätze des Altertums weitergereicht, sondern ein großes Verdienst liegt auch darin, daß von den Klöstern aus unwirtliche Gebiete, wie z. B. der Schwarzwald besiedelt wurden und die Landwirtschaft durch verbesserte Werkzeuge und Neueinführung von allerlei Pflanzen eine wesentliche Hebung erfuhr. Herrenloses Land trafen die Mönche nicht mehr an; es war schon längst in den Händen des Adels, besonders der Grafen, und von diesen teilweise an deren Dienstmannen weiter verliehen. Die Grafen, ursprünglich nur die Beamten und Stellvertreter des Kaisers, hatten, als sie in der späteren Karolingerzeit keine starke Hand mehr an ihre Abhängigkeit gemahnte, gelernt, ihren Amtsbezirk als ihr Eigentum zu betrachten; sie sind also die Grundherrn geworden, und von ihnen hing es ab, ob Klöster in ihrem Gebiet Raum fanden oder nicht. Ihr Vorteil war es aber, Mönche herbeizurufen, und so finden wir in den meisten alten Grafschaften Niederlassungen von Mönchen oder Nonnen. So wurden die Helfensteiner die Gründer von Blaubeuren, die Achalmgrafen die von Zwiefalten; Wiblingen ist die Stiftung der Grafen von Kirchberg (a. d. Iller). Allerdings kam es in späterer Zeit manchmal dahin, daß die Stiftungen ihren Stiftern über den Kopf wuchsen, besonders, als die gräflichen Häuser durch die Kreuzzüge, Herrendienst, Teilungen, Geldentwertung usw. Schwächung und Niedergang erfuhren.

Es ist deshalb nichts Erstaunliches, daß auch die Grafen von Hohenberg eine solche Gründung unternahmen. Sie wählten dazu einen prachtvoll gelegenen Platz auf einem Hügel, zwischen zwei Nebenbächlein der Stunzach, der ein alter Rittersitz war, mit einer wundervollen Aussicht auf d. blauen Berge der Alb. Kirchberg war die erste Klosterstiftung der Familie, deshalb soll sie auch zuerst besprochen werden.

Wie die adeligen Herrn der damaligen Zeit, als Papst und Kaiser miteinander in Feindschaft lagen, als die schrecklichen Mongolen den deutschen Boden bedrohten, dachten, zeigt folgende Stelle aus einer Urkunde Burkards III. von Hohenberg:

ad aeternae vitae beatum praemium et temporalis prosperitatis magnum incrementum apud regem regum omnium nobis profuturum non ambigimus, si ecclesiam dei et virorum jugiter domino famulantium profectibus et commodis intenderimus. (Mon. Hohenb. 15 v. J. 1245.)

Zeitlicher und ewiger Lohn ist es, den sie aus ihren Gründungen und Stiftungen von Gott erhoffen. Und so vollzog auch Burkhard III. die Gründung der beiden Klöster, wenn wir auch seinen Namen nicht ausdrücklich als den des Gründers genannt finden. Die Stifterinnen sind Elisabeth Gräfin von Büren, Frau Willibirgis und Frau Kunigund, beide Gräfinnen von Hohenberg

und Schwestern. Die Zeit der Gründung fällt wahrscheinlich ins Jahr 1237. So reich wie etwa die Tübinger Pfalzgrafen ihr Bebenhausen, statteten die Hohenberger ihr Kloster nicht aus. Im Anfang scheint es recht ärmlich zugegangen zu sein: die erste Ernte soll aus 13 Hafergarben bestanden haben; milde Spenden aber und reichlich fließende Stiftungen überhoben die Klosterfrauen bald der Sorgen. Schon 30 Jahre nach der Gründung hören wir von einer Kaufsumme von 80 Mark Silber, die bar bezahlt wird. Der Konvent setzte sich damals schon aus 30 Nonnen zusammen. Mit der Zeit erhielten sie weit ausgedehnten Besitz, der sich allerdings nicht zu einem großen, geschlossenen Gebiet entwickeln konnte, wie ihn die großen oberschwäbischen Klöster (Ochsenhausen, Zwiefalten, Heiligkreuztal) zeigen. Es handelt sich hier nicht, alle die Schenkungen aufzuzählen, die dem Kloster im Laufe der Zeit zuteil wurden; das hieße einen Teil der allerdings ungeschriebenen Geschichte von Kirchberg schreiben; wir beschränken uns darauf, den Zuwachs an Gütern zu nennen, die mittelbar oder unmittelbar ursprünglicher Besitz der Grafen von Hohenberg waren.

Bei Schenkungen, Vermächtnissen, Käufen und Verkäufen und anderen Gelegenheiten werden gern Urkunden ausgestellt, die eine Art von Ausweis über die Erwerbungsweise sein, und spätere Ansprüche unmöglich machen sollten. Diese Schriftstücke werden natürlich in sicherem Gewahrsam gehalten; aber im Lauf der Zeit können doch einige verloren gehen, besonders bei Kriegsläuften (im Dreißigjährigen Krieg soll Kirchberg 32mal geplündert worden sein!). Wenn man bedenkt, wie schamlos bei der Säcularisation mit derartigen Dingen noch umgesprungen wurde, so kann man ermessen, was damals geschah. — Zum Verständnis des folgenden möge dienen, daß die Herren des niederen Adels, die von einem größeren Güter zu Lehen hatten, damit nicht nach freiem Ermessen schalten und walten durften, sondern bei Uebergabe an einen andern, sei es durch Kauf oder Schenkung, die Zustimmung des Lehensherrn bedurften.

Weibliche oder nicht volljährige Personen erhielten im allgemeinen nicht alle Lehen übertragen, sondern nur die sogenannten Kunkellehen; die übrigen konnten sie nur auf dem Umweg über einen Träger antreten.

Auffallend ist es, daß wir eigentlich aus den vorhandenen Urkunden so wenig davon hören, daß ein Hohenberger vom Eigenbesitz seines Hauses an das Kloster geschenkt hätte. Umso häufiger sind dafür die Genehmigungen zu Schenkungen ihrer Dienstmannen, die durch Lehen an ihren Herrn gebunden waren, wofür sie diesem allerlei, besonders Kriegsdienste zu tun hatten. Aus der Zeit Alberts II. erfahren wir, daß dem Ritter Heinrich von Nagold 1258 erlaubt wurde, dem Kloster einen Hof zu schenken. Als Zeuge ist der Kaplan Walter von Kloster Kirchberg genannt. Der Hof war Eigentum des Ritters, und dennoch braucht er die Einwilligung der Grafen von Hohenberg und von Calw. Zwei Jahre darauf gestattet Albert II. einen Tausch, den sein Oheim Diepold, Pfarrer in Weildorf, mit dem Kloster verabredet hatten. Wir finden bei d. Gelegenheit Ortsnamen, wie St. Petershügel, Lindiloch und ein Hauser Tal, Ortsnamen, die sich wohl auf der Karte nicht mehr finden, aber vielleicht doch noch im Gebrauch sind.

Durch Vermächtnis kam Kirchberg in den Besitz von zwei Drittel der Güter des freien Bauern Konrad, genannt Heinbold in Wurmlingen (1267). Dieser knüpft die Bedingung daran, daß er im Kloster begraben werde. Bemerkenswert ist, daß es auch in unserer Gegend noch so lange freie Bauern gab. — Zu gleicher Zeit hatte das Kloster sich der Schenkung des Dekans von Schömberg zu erfreuen. Gegen eine Zahlung von 3 Mark Silber kaufte das Kloster die Ansprüche von dessen Bruder ab; 1272 schenkt Albert von Waldeck einen Hof in Eutingen. Auch die Witwe Agnes eines Hohenberger Dienstmanns Hugo, gen. Boiehard, erhielt die Erlaubnis, die Güter, die sie bei ihrer Verheiratung als Morgengabe erhalten hatte, dem Kloster zu stiften, wenn ihr Sohn kinderlos stirbt. Falls doch noch Erbansprüche gestellt werden, so kann sie das Kloster um 20 Mark kaufen. Von Walger, einem Edlen von Biesingen erhielt Kirchberg einen Hof und eine Mühle in Schömberg, von Heinrich von Suntheim (Sonthof bei Zepfenhan) weitere Güter am gleichen Ort. Albert III genehmigt 1300 die Schenkung Markwarts von Ehingen, nämlich 4 Morgen Weinberge bei Rottenburg, und 1318 schenkt der Rottenburger Bürger Werner, gen. der Aeni, seine Güter bei Ergenzingen. Weitere Einkünfte in Rottenburg erhält das Kloster durch die erste Frau Rudolfs I., Agnes von Werdenberg, die eine Hellergült aus einem Baumgarten („Stehelines bomgarte") vor Rottenburg, und eine Weingült aus einem Weinberg „ der Nekkarbrugge zu Rotemberg", außerdem eine Kernen- und Hellergült in Niedernau zu einem Seelgerät schenkt. Was das ist, erfahren wir aus der Bestimmung, daß der Jahrtag seiner Eltern und seiner Frau folgendermaßen begange nwird: „Sie sullen mit singenne und mit lesenne dü vorgeschriebne drü jarzit began gütlich und andächtiglich zu den ziten als si gefallent." Priorin und Kaplan sollen an bestimmten Tagen den Wein in Natur, die Kernen als Brot, das Geld in Fischen austeilen. Wird aber der Jahrtag nicht mehr gehalten, so soll der Vogt in Haigerloch diese Einkünfte den Armen austeilen. Eine weitere Gült in Steinhofen (bei Hechingen) kommt dazu, von der allerdings der größte Teil einer Base aus dem gräflichen Hause Neuffen zufallen.

Auch in Horb besaß das Kloster ein Haus; wir erfahren davon bei der Gelegenheit, als 1320 Graf Rudolf es von allen Diensten und Steuern befreite. Damals ruhten auf dem Besitz noch alle möglichen Lasten: man denke nur an Fronen, Kriegsdienste, Botengänge; manchmal solche, die man gar nicht mehr kennt, so z. B. etwa die Hundelege. d. h. Räume für die Jagdhunde des Herrn! Auch Margaretha von Nassau, Gemahlin Rudolfs I. vermachte dem Kloster etwas. 1356 gibt Graf Hugo die Zustimmung, als die Witwe von Kunz dem Vogt zu Haigerloch auf ihrer Zehnten in Renfrizhausen zu Gunsten des Klosters Verzicht leistete. Zu den schon vorhandenen Weinbergen bei Wurmlingen kommen 4 weitere, die Adelheid von Bermatingen, die Frau Werners des Bunenbergers in Haigerloch zu ihres Mannes Seelenheil stiftet. Einen in Gruol ansässigen Leibeigenen verschafft Rudolf VI dem Kloster im Jahr 1405.

Hatte so das Kloster allein aus Schenkungen aus dem Hohenbergischen Dienstmannen- und Familienkreis Zuwachs an Gütern bekommen, so zeigen seine Käufe, daß es nicht schlecht mit ihm stand. Schon 1260 war es ja im stand gewesen, 80 Mark Silber für einen Hof in Hohenreuthin bei Bondorf an den Ritter Heinrich von Haiterbach zu erlegen; 1268 kaufte es um 10 Mark die Rechte und Ansprüche ab, die Ritter Albert von Werenwag auf einen Hof in Balingen hatte, welchen die Witwe eines Rottweiler Bürgers Werdelin dem Kloster vermacht hatte. Auch am Pfaffenberg bei Wurmlingen wurden Weinberge gekauft von Ritter Eberhard von Wurmlingen und seinem Sohn Reinhard 1268. Graf Albert, dessen Lehen die Güter sind, läßt sie dem Kloster als frei und eigen. Nun aber tritt anscheinend eine Pause ein, wir hören erst wieder von einem Kauf 1299, wo es von Burkhard von Wachendorf seinen Besitz in Heiligenzimmern erwirbt. 1300 kommt dazu der Wald Witthau, der heute noch südlich der Tannenburg zu finden ist. 1302 werden in Zepfenhan 2 Leibeigenen gekauft, ein Gut in Schwalldorf kommt 1304 von Heinrich Ammann dem Vogt, der Besitz um Wurmlingen mehrt sich. 1314 erwirbt es einen Roggen- und Hellergült von Bertold Hasenbein und seinem Bruder und von Werner von Dotternhausen 3 Hofstätten, alles in Mühringen, und 1317 kauft das Kloster dem Leutpriester (Pfarrer) Konrad dem Zimmerer seinen Hof in Schietingen ab. Als Lehen erhält es Güter zu Imnau, deren Träger Benz der Amman von Rottenburg ist (1383).

Auch durch den Eintritt von Jungfrauen oder Witwen kommt das Kloster zu Gütern. Als die Witwe eines Freien von Waldeck (im Nagoldtal) den Schleier nimmt, erhält das Kloster für ihre Lebzeiten von einem Hof in Steinhofen aus dessen Zehnten 40 Malter Dinkel, 6 Malter Hafer und 12 Schilling Heller, und Margaretha von Hohenberg bringt gleich den ganzen Weiler Anhausen (verschwunden, bei Bubsheim) ans Kloster. Auch die Witwe Alberts von Waldeck erhält ein Leibgeding 1279. Als die Tochter eines Dienstmanns, Elisabeth von Wöllhausen, eintritt, geben die Grafen Rudolf und Albrecht einen Maierhof in Bietenhausen u. Gülten in Truchtelfingen (bei Ebingen), und als 2 Freifräulein von Gundelfingen (an der Lauter) ins Kloster treten, werden Gülten in Binsdorf von den Grafen mitgegeben.

So war also das Kloster nicht übel ausgestattet, besonders wenn wir in Betracht

ziehen, daß außer den Hohenbergern und den ihnen zugehörenden Dienstmannen auch andere zur Mehrung ihres Besitzes beigetragen haben werden; mit dem letzteren aber haben wir uns in diesem Aufsatz nicht beschäftigt. Als große Wohltäter des Klosters werden besonders die Ritter von Weitingen genannt. Der Umkreis, in dem es Besitz hatte, war beim Verschwinden der Hohenberger ein sehr weit gestreckter; es hatte Güter und Einkünfte in Gruol, Weildorf, Steinhofen, Rangendingen, Bietenhausen, Mühringen, Imnau, Eutingen, Ergenzingen, Schwalldorf, Niedernau, Rottenburg, Wurmlingen, Nagold, Schietingen, Renfrizhausen, Binsdorf, Schömberg, Balingen, Truchtelfingen, Anhausen, Zepfenhan, Kalkweil, Seebronn.

Die Vorliebe einzelner Glieder der Familie Hohenberg für die Gründung zeigt sich auch darin, daß es oft als letzte Ruhestätte gewählt wurde. So liegt daselbst Burkhard III., der mutmaßliche Gründer, der 1253 vom Blitz erschlagen wurde, Albert II., der Schwager Rudolfs von Habsburg, mit dem er 1258 das Kloster besucht hatte, nach seinem Ende im Gefecht bei Leinstetten, das dem hochbegabten Manne ein Ziel setzte, sein Gemahl Margaretha von Fürstenberg und die Gattin Rudolfs I., Agnes von Werdenberg. Aber auch Pfalzgraf Hugo von Tübingen und seine Mutter Beatrix von Eberstein haben dort ihre letzte Ruhe gefunden. Die Ritter von Weitingen hatten daselbst eine eigene Grabkapelle.

Mit dem Verkauf der Herrschaft Hohenberg an Oesterreich kam die Schutzherrschaft ebenfalls an Oesterreich (1381). Eine weitere Geschichte müßte erst an Hand der in Stuttgart noch befindlichen Akten und Urkunden geschrieben werden; viel weltbewegendes würde sie wohl nicht enthalten, aber viel von Sorgen und Nöten, besonders in Kriegszeiten. Eine Rolle, wie sie die großen Abteien im Oberland spielten, konnte es nicht spielen.

Und was ist heute draus geworden? Der Orgelklang und das Chorgebet sind verhallt, und keine Nonnen im weißen Habit mit dem schwarzen Schleier wandeln mehr durch den Kreuzgang. Die Säcularisation, die den Reichsfürsten für die Knochen ihrer Landeskinder, welche zum größeren Ruhm Napoleons auf den Schlachtfeldern Oesterreichs, Preußens und Rußland zerstreut wurden, den Besitz der geistlichen Orden in den Rachen warf, hat aller Klosterherrlichkeit, auch der Kirchbergs, ein Ende bereitet. Das jahrtausendalte Wirken der Klöster war mit dieser Gewalttat beschlossen; der Arme erhält sein Almosen nicht mehr von mitleidenden Händen der Klosterinsassen, sondern durch die staatliche Fürsorge, von Amtswegen. Daß auch in Kirchberg geistige Tätigkeit herrschte, beweisen die 39 älteren Handschriften, die in die Stuttgarter Bibliothek wanderten .... 1805 wurden den Klöstern auf ehemals österreichischem Gebiet, also auch Kirchberg, Bernstein und Binsdorf ihre Einkünfte aus württembergischem Gebiet kurzerhand gesperrt. Nach dem Betrag zum Niederösterreichischen Religionsfond zu schließen, der etwa ein Drittel der von der Abtei Wiblingen zu leistenden Summe betrug, war Kirchberg ziemlich wohlhabend; der Wert ihres Besitzes wurde mit 81 000 fl. angegeben, die Einkünfte werden mit 15 000 fl. wohl zu hoch geschätzt. Bei der Inbesitznahme durch Württemberg sind noch 21 Klosterfrauen vorhanden; da das Kloster aber 63 Räume besaß, wurde es sogar für eines der Zentralklöster in Aussicht genommen, wo die Frauen, auch anderer Klöster, bis zu ihrem Ende ihre mäßige Pension verzehren könnten. Noch 1812 lebten sie gemeinschaftlich, es kamen von Löwental sogar noch einige hinzu. Die letzte konnte noch dem Geschichtsschreiber der Hohenberger, dem Tübinger Gymnasialprofessor Schmid allerlei Mitteilungen über die Geschichte ihres Klosters geben.

Wen man heute dorthin kommt,*) findet man einen großen Hof, verbunden mit einer Ackerbauschule. Von den Klostergebäuden sind einige abgebrochen; der gewaltige Bau, der noch steht, macht einen äußerst verwahrlosten Eindruck, wenn auch nicht so heruntergekommen, wie das idyllische Bernstein. So geht der Staat mit dem Besitz um, der einst andern Leuten gehörte. Auch die Kirche, in der abwechslungsweise für beide Konfessionen Gottesdienst gehalten wird, bedrückt einen; auch sie macht einen ärmlichen Eindruck. Man ist fast froh, wenn man diesen herrlich gelegenen Platz hinter sich hat. Eduard Paulus hat den traurig stimmenden Eindruck in kaum besser zu wählenden Worten folgendermaßen geschildert. Seine Worte wollen wir als Schluß wörtlich anführen: „Im Osten des palastartigen Westflügels dehnt sich das Klostervieleck mit dem Kreuzgang aus. Hievon stehen jetzt nur noch, Wind und Wetter preisgegeben, die zarten, frühgotschen Fensterreihen des Süd- und Ostflügels. In kurzer Zeit nach dem großen Brand in Rosenfeld am 4. Februar 1868 wurden die Klosterflügel selbst, die baufällig waren (wohl infolge der Verwahrlosung!) und nicht viel Kunstwert besaßen, niedergeworfen. So erblickt man durch die hellen, feinen Kleeblattfenster im Norden die langestreckte Kirche, ostwärts ein sehr altes, weites Spitzbogentor, das in den ehemaligen Nonnenfriedhof hinabführt. Wehmütige Ahnung überkommt uns hier oben unter den halb versunkenen, alten, leichten und lichten Grabkreuzen, die der alte Klosterschmied, den heimgegangenen Klosterschwestern, so gut er konnte, in immer wechselnden, oft noch an das Gotische erinernden Mustern, aus dem schmiegsamen Stabeisen treuherzig und bieder, aber Herz und Sinne ergreifend, geschmiedet, auf denen nun die Waldvögelein singen und welche von den großen Holunderbüschen umblüht sind. Und über die Waldtäler hin, aus denen aller Schall und Rauch des tief unten liegenden Lebens verbannt ist, hängt das Auge an der hochfein und feierlich aufsteigenden blauen Pyramide des Hohenzollern, deren Spitze bekrönt wird von dem siebentürmigen Zauberschloß und umlagert wird von den andern blauschimmernden Albbergen. Alles eingerahmt von den näheren, düsteren Waldsäumen."

---

*) Es ist auffallend, daß dieses herrliche Fleckchen Erde, das uns so nahe liegt, eigentlich kaum bekannt ist. So möchte ichs nicht versäumen, die vom Albverein bezeichneten Wege dorthin kurz anzugeben.

Von Bahnstation Fischingen aus führt der Weg (blau Strich) zunächst auf der Straße nach Mühlheim am Bach, dann auf Wiesenpfaden weiter nach Renfrizhausen. Bei den letzten Häusern gehts in den Wald, dann über den aussichtsreichen Wandbühl nach Kirchberg. Zusammen 6 Kilometer.

Von Imnau aus geht man (rot Kreuz) durch die Wiesen des Laibertals, dem Tal folgend bis zur Straße Empfingen-Weildorf, dann jenseits dieser den Wald hoch und erreicht dann die nach Kirchberg führende Straße. Zus. 11 Kilometer. Von Haigerloch her kommt man von der St. Annakapelle aus durch die Anlagen nach Weildorf, dann an der Tannenburg vorbei durch herrlichen Wald nach Kirchberg (rot Strich) 8 Kilometer.

Ein weiterer Zugang führt von Horb über das bierberühmte Nordstetten nach Empfingen, dann ein Stück der Straße nach und über den Weiherhof nach K. (Bis auf den letzten Kilometer blau Strich, 11 Kilometer).

Wer schon dort ist, versäume nicht, noch Bernstein und den darüber gelegenen Weinberg zu besuchen; der Weg von Kirchberg nach Rosenfeld (rot Strich weitere 12 Kilometer ist sehr lohnend.

Zur Geschichte des Bades Niedernau.

M. Aberle, Niedernau.

Das Bad von den ältesten Zeiten bis 1804.

Südlich vom Dorfe Niedernau liegt in lauschigem Talwinkel das Bad, das sich durch seine landschaftlichen Reize, seine gesunde Lage und seine 6 kräftigen Mineralquellen auszeichnet

Die Entstehung des Bades fällt in die Zeit der Römer. Zuverlässige Urkunden hiefür sind Funde, die bei der Entdeckung der südlich vom Bad Niedernau am Anfang der Sieben Täler gelegenen Römerquelle im Jahre 1836 gemacht wurden

Als nämlich in diesem Jahre Dr. F. X. Raidt mit seinem Sohne Adolf auf der Suche nach einer neuen Quelle begriffen war, fand Dr. Raidt nicht nur die Quelle, sondern in einer Tiefe von 20 Fuß auch etwa 300 römische Münzen, welche aus der

Kaiserzeit von Vespasian (72 n. Chr.) bis Valentinian (364 n. Chr.) stammen. Wie kamen wohl diese Münzen in die Quelle? — Es war, wie anderweitige Beispiele beweisen, dem heidnisch-gläubigen Römer eine wichtige Sache, ehe er in das Bad stieg, der Göttin der Gesundheit Hygi(ei)a oder dem Heilgott Apollo eine Opfergabe in das Wasser zu werfen, damit das Bad recht zuträglich und heilsam werde. Mit dem gedachten oder gesprochenen Wort Hygi(ei)ae (oder Apollini) d. h. dir, o Göttin der Gesundheit (oder o Heilgott Apollo) opfere ich diese Gabe, damit das Bad mir nütze, — wurde die Münze eingeworfen und dann das Bad genommen. Für diese Deutung spricht auch der Umstand, daß an der gleichen Stelle ein Sandsteinrelief des Apollo Grannus, des römisch-keltischen Heilgottes gefunden wurde. — Aus all dem dürfen wir schließen: diese unsere Mineralquelle war schon von den Römern gekannt und benützt. Den Namen Römerquelle führt sie demnach ganz zu Recht.

Eine eigentliche Badanstalt in Niedernau besteht, urkundlichen Nachrichten zufolge, seit mehr als 4 Jahrhunderten. Im Jahre 1489 kommt der Niedernauer Sauerbrunnen als österreichisches Lehen vor (der damals landläufige Ausdruck „Sauerbrunnen" war mit dem heutigen Begriff „Badanstalt" gleichbedeutend). Im Jahre 1489 erwarb Jerg Menlinger, Marschall der Herren von Hohenberg, den Sauerbrunnen zu Niedernau von Erzherzog Siegmund gegen einen jährlichen Zins von 2 Gulden auf Lebtag zu Lehen. In der steinernen Scheidewand zwischen der vorderen und hinteren Bergquelle findet sich die Jahreszahl 1506 eingehauen, wohl zur Erinnerung daran, daß diese Quelle in jenem Jahre neu gefaßt und ihre Sprudel durch einen Zwischenstein getrennt wurden. Im Jahr 1531 war der „herrschaftliche Sauerbrunnen" so baufällig, daß zu dessen Wiedererbauung 200 Pfund Heller nötig waren. 1554 erbaute Hans Jungel wieder ein Haus auf die Hofstatt. — Im Jahre 1577 wurde der Sauerbrunnen an Wenzel Kurz auf 10 Jahre gegen jährlichen Zins von 2 Gulden zu Lehen gegeben. Unter ihm erscheint das Bad einen besonderen Ruf erlangt zu haben. In einer ärztlichen Schrift aus dem Jahre 1580 „Aller heylsamen Bäder, Sauerbrunnen und anderer Wasser, so in Teutschland bekandt und erfahren" von Gallus Etschenreutter ins Deutsche übersetzt, heißt es: „Nah bey der Statt Rottenburg am Neckar, im thal, da ist ein herrlicher Saurbrunn, bey dem dorff Niederaw, mit einem brünnlein, zugleich einem siedigen wasser herfür quellend, auß Eisen, und mehr Schwebel dann zu Göppingen, auch mit kupfferwasser angefüllet, sonst ihme schier gleich. Der ist lieblicher zu trinken, dieweil er durchsichtig und klar."

Noch manch andere Abhandlung ärztlicher Chronisten über das Bad Niedernau und seine heilsamen Mineralquellen sind uns aus dem 16. und 17. Jahrhundert überliefert. Wiederholt wird hier das Bad als sehr „berühmpter Sauwerbrunnen" gerühmt und seine Quellen gegen verschiedene Krankheiten empfohlen.

Wurde im 15. und 16. Jahrhundert das Bad als Eigentum der Hohenberger nur zu Lehen gegeben, so fanden später die Besitzwechsel durch Eigentumsübertragung infolge Kaufs statt. Kaufbriefe lassen sich zurück bis ins Jahr 1641 verfolgen. Als Besitzer des Bades ums Jahr 1790 wird ein Chirurg Braun genannt, welcher jedoch seiner finanzieller Verhältnisse wegen außerstande war, das Bad aus seinem verwahrlosten Zustande herauszuheben. So erwarb im Jahr 1800 Fidel Camasasca von Rottenburg, dem Rate seines Freundes Dr. med. F. X. Raidt, des nachfolgenden Badbesitzers, folgend, das Bad Niedernau durch Kauf. Er ließ das Haus herstellen und betrieb die Wirtschaft mit gutem Erfolg. sah sich jedoch nach 4 Jahren infolge Krankheit genötigt, nach Rottenburg zu ziehen.

Das Bad von 1804 bis heute.

Im Jahre 1804 kam das Bad Niedernau in Raidtschen Familienbesitz, worin es über 100 Jahre blieb.

Erster Besitzer aus dieser Familie war Dr. F. X. Raidt, der 1836 die eingangs erwähnte Römerquelle entdeckte. Er ließ die Quellen neu fassen und führte verschiedene Neubauten auf. So wurde das Bad, das er in einem ziemlich zerfallenen Zustand übernommen hatte, zu einem der angenehmsten Kur- und Badeplätze Württembergs. Professor Memminger sagt in der Beschreibung des Oberamtes Rottenburg v. Jahre 1828 über das Bad Niedernau:

„Niedernau ist unstreitig dermalen eines der angenehmsten Bäder Württembergs. Selten findet man soviel Sinn und Geschmack in Einrichtung und Anlagen, so viel Ordnung und Aufmerksamkeit in Bedienung und Unterhaltung; noch seltener wird das Beispiel sein, daß die Badegäste ihrem Wirte ein Denkmal dankbarer Zufriedenheit errichteten, wie das in Niedernau vor drei Jahren geschehen ist."

Dieses Denkamal in Form einer auf vier Kugeln ruhenden Pyramide schmückt die Gartenanlagen vor dem Hauptgebäude und trägt die Inschrift:

„Dem Beförderer geselliger Freuden,
Herrn Dr. F. X. Raidt.
Die Badegäste im Juli 1824."

1849 starb F. X. Raidt nach einem von Erfolg gesegneten Leben. Er war die wärmende und belebende Sonne, unter deren Strahlen Niedernaus Bad prächtig emporblühte. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Adolf Raidt Besitzer des Bades, der es bis zu seinem Tode im Jahre 1863 blieb. Auch jetzt wieder nach des Vaters Tod übernahm der Sohn das Anwesen. Es war Gustav Raidt, der sich wie sein Vater und Großvater die Pflege und Förderung des Bades aufs beste angedeihen sein ließ. Verschiedene Neuanlagen, Erwerbung eigenen Waldgrundes beim Bad, die Erweiterung der Spazierwege, Aufstellung von Ruhebänken und Pavillons sind sein Verdienst. So war den Bedürfnissen und dem Behagen der Badegäste reichlich entsprochen und es ist nicht zu verwundern, daß Bad Niedernau die Auszeichnung für sich in Anspruch nehmen darf, schon seit den dreißiger Jahren durch die Besuche höchster Herrschaften und so vieler durch Stellung und Wissen hervorragender Persönlichkeiten beehrt worden zu sein. Zu längerem Kurgebrauch weilte in den dreißiger Jahren wiederholt in Niedernau S. Kgl. Hoheit Herzog Heinrich von Württemberg. S. Maj. König Wilhelm I. von Württemberg zeichnete im Jahre 1840 das Bad mit seinem hohen Besuche aus; ebenso S. Maj. König Karl 1866, wobei der hohe Gast einen Spaziergang durch die Waldungen gegen die Sieben Täler machte. S. Maj. König Wilhelm II. nahm nicht nur als Prinz während seiner Tübinger Studienzeit im Jahre 1869 Gelegenheit, Niedernau mit seinem Besuch zu erfreuen, sondern wiederholte diese Aufmerksamkeit am Sonntag, den 24. Juli 1898, diesmal als König und in Begleitung J. Maj. der Königin Charlotte, seiner Gemahlin und seiner Tochter, der Prinzessin Pauline. Die hohen Gäste nahmen nach der Besichtigung des Bades in dem Waldpavillon rechts über dem Bad Erfrischungen ein. Der Tag gestaltete sich für die Bewohner Niedernaus und der umliegenden Orte zu einem Festtag. Ebenfalls während ihrer Studienzeit in Tübingen kamen des öftern nach Bad Niedernau S. Kgl. Hoheit Herzog Albrecht von Württemberg und S. Kgl. Hoheit der Kronprinz Ferdinand von Rumänien.

Auch viele hohe Beamte, wie Minister, Gesandte, Generale ließen sich als Badegäste in Niedernau nieder. — Der berühmte Mediziner, Universitätsprofessor Dr. von Niemeyer in Tübingen, erbaute eine eigene Villa in Niedernau, worin er die Ferien zu verleben pflegte. Der Ruf dieses überaus tüchtigen Arztes zog Leidende aus den höchsten Kreisen nach Niedernau, das Dr. Niemeyer als die „Perle des württ. Schwarzwaldes" bezeichnete.

Von berühmten Dichtern, Schriftstellern und Künstlern weilten im Bade Niedernau: Ludwig Uhland, Ferdinand Freiligrath, Gustav Schwab, Berthold Auerbach, Friedrich Silcher und Ottilie Wildermuth, welch letztere Niedernau in poetischer Form besungen hat.

Als letzter Besitzer des Bades aus dem Hause Raidt ist noch zu nennen F. Raidt, der vom Vater Gustav Raidt im Jahr 1891 das Bad pachtweise, im Jahre 1900 als Eigentümer übernahm. Nach dessen Tode 1901 behielt die Witwe Frau Anna Raidt das Bad und leitete es mit großer Umsicht und erstaunlicher Tüchtigkeit bis 1918. In diesem Jahre ging Bad Niedernau aus Raidtschem Familienbesitz, worin es 114 Jahre lang war, durch Kauf an den Handwerkerverband Württembergs über, in dessen Besitz es bis heute ist.

(Nach Gustav Ströhmfeld „Bad Niedernau im württ Schwarzwald.")

Herausgeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann
Nachdruck auch auszugsweise verboten.

Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.

№ 4 Samstag den 23. April 1927 3. Jahrgang

Was die Mittagsglocke durch den Sülchgau tönt.

Von E. Storz, Seebronn.

Die Glocke galt von jeher als eherner Mund für Stadt und Land. „Was unten tief dem Erdensohne das wechselnde Verhängnis bringt, das schlägt an die metallne Krone, die es erbaulich weiter klingt.“ „Noch dauern wirds in späten Tagen und rühren vieler Menschen Ohr und wird mit dem Betrübten klagen und stimmen zu der Andacht Chor.“

Die Mittagsglocke hat einen eigenartigen Klang, bei dem unseren alten Ahnen einst ein banger Schrecken durch die Seele ging, „der angstvolle Gedanke, daß der Türke, der Erbfeind der Christenheit, vor der Heimat steht.“ Bereits im Jahre 1452 schrieb Papst Calixt III. vor, an allen Tagen die Türkenglocke zu Mittag zu läuten. Mit dem Schwinden der ersten Gefahr scheint aber doch der Brauch, so er überhaupt schon bei uns bestand, mehr oder weniger wieder vergessen worden zu sein.

Hundert Jahre später schwoll die Türkengefahr aufs neue an. Die Türkengreuel erfüllten ganz Deutschland mit Zittern und Bangen. Die Türkenglocke fing wieder zu läuten an. Herzog Christoph von Württemberg ließ sie im Jahre 1566 erstmals in seinem Lande ziehen, und gleichzeitig verordnete Oesterreich diese Mittagsglocke für das ganze vorderösterreichische Gebiet. Wenn sie noch heutzutage als 12 Uhrglocke durch die Lande tönt, dann höret, was sie dem alten Sülchgau kündet:

„Wir Ferdinand von Gottes Gnaden, Erzherzog von Oesterreich, entbieten den ehrsamen Geistlichen, Edlen und Andächtigen in unseren vorderösterreichischen Landen Gnade und alles Gute. Wir zweifeln nicht, daß ein jeder verständige und vernünftige Mensch mit christlichem Denken nicht ohne Beherzigung und Schmerzen sich erinnert an die schweren, sorgenvollen und gefährlichen Zeiten, welche der allmächtige Gott seit vielen Jahren fast über die ganze Christenheit geschickt und verhängt hat und welch schwere, unaufhörliche Spaltung in unserm christlichen Glauben erfolgte. Neue vielfältige Strafen sind hereingebrochen: innerliche Kriege, übermäßige Teuerung, Hungersnot und Seuchen, vor allem aber die Heimsuchung vieler christlichen Königreiche und Lande mit Brand, Wegführung vieler tausend Christenmenschen und jämmerlichen Totschlag durch die Türken, dem Erbfeind der Christenheit, der erneut im Anzug ist.

Trotzdem haben Gotteslästerung, Fresserei, Trunkenheit, leichtfertige Spiele, Totschläge, Ehebrüche, Wucherei, Betrügerei, Neid, Haß und dergleichen greuliche Sünden und Laster, wie die tägliche Erfahrung zeigt, eingerissen und überhandgenommen. Darum hat sich der schreckliche Zorn Gottes sehr gemehrt, und je größer und länger die Welt in ihrer Bosheit verharrt, umso schwerer wird die gerechte Strafe Gottes darüber kommen. —

Die Strafen und Plagen werden von uns nicht abgewendet, es sei denn, daß die Ursache und Wurzel dieser Strafen, Unglaube und sündhaftes Leben, von uns allen aufgegeben und die Allmacht Gottes durch wahrhafte Besserung, andächtiges Gebet und gottselige Werke versöhnt wird.

Deshalb wird bestimmt, daß auch bei allen Pfarrkirchen täglich zur Mittagszeit um 12 Uhr mit der großen Glocke ein besonderes Zeichen geläutet wird, unter welchem ein jeder Mensch, er sei in der Kirche oder auf der Straße, zu Hause oder auf dem Felde mit gebogenen Knien, mit Reue und Andacht und Innigkeit dem Allmächtigen Dank sage und mit andächtigem Gebet zu Gott rufe und bitte, daß seine Allmacht seinen gerechten Zorn, Strafe und Plage, von seiner Christenheit gnädig abwende.

Die Pfarrer und Seelsorger sollen dem Volk an allen Sonn- und Feiertagen von der Kanzel ein allgemeines Gebet mit Andacht vorsprechen und zur Verrichtung des täglichen mittäglichen Gebetes beim Zeichenläuten allen Ernstes ermahnen.

Die weltlichen Behörden werden ermahnt, das Volk von Sünden und Lastern abzuhalten. Wer an Gotteslästerung und Fluchen oder übermäßigem Trinken und leichtfertigem Spiel betroffen wird, der soll beim erstenmale 3 Tage, beim zweitenmale 8 Tage bei Wasser und Brot gefangen gehalten und beim drittenmale am Leib oder Gut gestraft werden. Die vermöglichen angesehenen Personen sollen beim erstenmale um 8 Gulden, beim zweitenmale um 20 Gulden gestraft, beim drittenmale gefangen genommen und am Leib oder Gut gestraft werden.

Es soll auch kein Wirt noch eine andere Person zur Unmäßigkeit Wein geben oder geben lassen; auch ist niemand gestattet, nachts über 8 oder 9 Uhr bei den Weinzechen sitzen zu bleiben. Welcher Wirt oder welche andere Person dies übertritt, soll obiger Buße verfallen sein. Ferner sollen die Wucherer-Anleihen verfallen sein, und alle anderen Laster sollen je nach Gelegenheit gestraft werden. Wenn Personen die Geldstrafen nicht zu bezahlen vermögen, soll eine jede für 15 Kreuzer einen Tag und eine Nacht mit geringer Speise im Gefängnis abbüßen.

Jedem Anzeiger soll ein Dritteil des Strafgeldes zugestellt werden. Wer nachts oder sonst grobes u. ungeziemendes Geschrei, Rumor, Unfug auf den Gassen oder in Häusern treibt, der soll einen Tag und eine Nacht in eine Keuche oder in ein Gefängnis bei Wasser und Brot gehalten werden.

Auf daß sich niemand mit Unwissenheit entschuldige, ist unser Befehl, daß die Obrigkeiten diese Verordnung alle Monate einmal am ersten Sonntag in einer jeden Pfarrkirche in Gegenwart des gesamten Volkes wortwörtlich von der Kanzel verlesen und dazu noch öffentlich anschlagen lassen.“

„Gegeben zu Innsbruck, den 29. April 1566.“

Familiengeschichtliche Nachrichten über Ergenzingen.*)

Von Dr. van Gelder-Ergenzingen.

Wirft man einen Blick auf die Familien- und Sippenverhältnisse unserer schwäbischen Ortschaften, so muß einem sofort die Tatsache auffallen, daß in jeder Dorfschaft ein Stamm von alteingesessenen Familien besteht, der sich durch die Häufigkeit gleicher Familiennamen kennzeichnet. Will man sich über genealogische Eigentümlichkeiten einer Ortschaft unterrichten, so darf man nur seine Schritte auf die Friedhöfe lenken, die noch heute in ihrer eintönigen, unschönen Reihenanlage stark an alemannische Reihengrabfelder erinnern, von den sonstigen Eindrücken des Aesthetikers ganz zu schweigen! — Da sieht man gleich, welche Familiennamen am häufigsten im Ort vertreten sind und in der Regel gewissermassen eine oft uralte Ortsansässigkeit beweisen.

Es wäre jedoch falsch, diese These auf alle Ortschaften gleichmäßig auszudehnen. Vielfach sind durch religiöse und politische Umwälzungen, durch Kriege und vor allem durch die schrecklichen Pestjahre 1635/36 ältere Ortssippen teils ausgestorben, teils fortgezogen und neue Geschlechter an ihre Stelle gerückt.

Die Aufhellung örtlicher Sonderverhältnisse auf genealogischem Gebiet ist Aufgabe der Einzelforschung, wie sie im folgenden in großen Zügen für Ergenzingen durchgeführt ist. Wir beginnen mit der Zeit um 1500, weil von da ab sowohl die Familiennamen im großen und ganzen endgültig festlagen. als auch ausgiebigere Quellen für ortsgenealogische Forschungen vorhanden sind.

Aus der Zeit vor 1500, in die ein kurzer Blick gestattet sei; finden wir zunächst drei ortsadelige Sippen

1) die „von Ergenzingen" im dreizehnten Jahrhundert, vermutlich dem niederen, unfreien Adel angehörend (Ministerialadel.[2])

2) die „Wirt von Ergenzingen", beginnend mit Albrecht dem Wirt (1325). Ob man aus ihrem Wappen, das eine Linde aufweist, auf eine „Wirtschaft zur Linde" als ihrem Stammhaus schließen darf, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls, der Name sagt es ja, ging die spätere wappenfähige und ebenfalls dem niederen Adel angehörige Familie hervor aus einer bürgerlichen Wirtsfamilie.

Da das Schankrecht im Mittelalter auf einer Belehnung von seiten d. Schankrechtseigentümers, der ein geistlicher oder weltlicher Herr sein konnte, beruhte, haben wir uns die Sache so vorzustellen, daß ursprünglich in kleinen Orten, oft auch an Wegkreuzungen nur eine Schenke = Taberna, vgl. Taberwasen, die Schenke am Wasen!) vorhanden war, die der Grundherr oder sonstige Eigentümer gegen ein bestimmtes Entgelt zeitlich (Zeitpacht) oder dauernd (Erbpachtsverhältnis) verlehnte.

Eine solche Wirtsfamilie dürften die „Wirt von Ergenzingen" ursprünglich gewesen sein, die mit der Zeit durch die besondere Gunst der Verhältnisse in Kriegs- oder Herrendiensten aus der bürgerlichen Sphäre in einen sogenannten niederen Adelsstand emporstiegen. Eine

3. Ortsfamilie waren die „von Ergenzingen, genannt vom Ast", die im fünfzehnten Jahrhundert blühte und deren Wappen zwei abgekehrte aufrechte silberne Schlüssel zeigt. Auch diese Familie gehörte der Ministerialität, d. h. dem niederen Adel an.

Von ausgesprochen bürgerlichen Familien finden sich in Ergenzingen vor dem Jahre 1500:

1259 Hermann, gen. Stöbe in einer Urkunde des Grafen Rudolf III. von Tübingen. Die Familie Stöb findet sich später in Rottenburg wieder und so vermutet die Oberamtsbeschreibung wohl mit Recht, daß diese Familie von hier nach Rottenburg ausgewandert sei.[3])

Um das Jahr 1470 wurde zu Ergenzingen Wolfgang Stehelin geboren, später Professor in Wittenberg, Reformator und Kanzler Herzog Heinrichs von Sachsen.[4])

Andere bürgerliche Familien aus der Zeit vor 1500 sind die Griner, (Bentz der Griner 1369, Neffe des gleichzeitigen Ortspfarrers Pfaff Volmar Griner), die Gerung (Gehring), (Heinz Gerung und seine Ehefrau Katharin, welche eine Schwester des Benz Griner war, 1365)[5]).

Ferner die Grammer, von denen Bentz (1400), Hanslin (1440 und 1444) genannt sind. (Staats-Archiv, „Horber Klöster"). Die Wiedmayer (Oberlin Wiedenmeiger 1411 und sein gleichnamiger Sohn, welche die Lehenschaft über die Ergenzinger Güter des Horber Dominikanerinnenklosters (obere Sammlung) innehatten. Melchior Wiedmayer war 1493 Schultheiß (Staatsarchiv: Horber Klöster). Dann die Renz (Auberlin Rentz um 1400, Hans Rentz 1483 (Jahrtag), die Schäfer, die Meyer (Jahrtag 1494), die Weipert (Weytprecht) Baur (Caur), Blochinger (Jahrtag 1406), Geßlin (Conrad und Martin, Jahrtag), Wetzel, (Jahrtag), Yrmler (Jahrtag) Priegel, (Jahrtag), Norstetter, Uebelacker (Jahrtag) Rueff, Pflüger, Kopfhauser (Jahrtag 1481).

Die einzigen der genannten Familien aus der Zeit vor dem Jahre 1500, die heute noch in Ergenzingen gesessen sind, wären also nur die Grammer, Schäfer, Renz, Baur und Weipert.

Ueber die Familienverhältnisse Ergenzingens im sechzehnten Jahrhundert gibt uns neben einem Jahrtagsverzeichnis von 1619 Aufschluß das Zins- u. Gültregister der Stiftungspflege vom Jahre 1585.

An neuen Namen treten uns da entgegen: Gleri (Kläri), Thailfinger (Tolfinger, Dolfinger). Kleindienst, Preining (Breinling, Breuling), Teufel (Deufel, Deifel), Vatter (Vater). Diese Familien sind heute noch hier ansässig. Von Familien des fünfzehnten Jahrhunderts werden außer den jetzt noch blühenden im sechszehnten Jahrhundert nur die Wetzel, Wiedmaier und Mayer genannt. Thomas Meyer besitzt 1585 Haus und Garten bei der Kirche. Da nun das Gäßchen daselbst „Meyerschgaß" heißt, liegt die Vermutung nahe, daß der Name dieser Familie Meyer sich in dem Weg, der alten Ortsettergrenze, verewigt hat. Ferner lernen wir eine Reihe von Familiennamen kennen, die teils bald schon, teils erst im 17. und 18. Jahrhundert wieder verschwinden: Harer, Auberlin und seine Ehefrau Endle (Verkleinerungsform von Anna). Nothelfer (Jahrtag 1516), Schneider, Hanneß und Michel, Erbelin, Hanneß und Jakob, Ulmer, Schiner (Schönergasse!), Schweikher, Jakob, Schneider, Hoß, Schanntz, Tagner, Schinnagel, Roll, Hipp, Rathgeb, Hertlin, Eytting, Simon von Seebronn. Interessant ist die Liste der Gemeinderäte oder „Richter" wie man damals sagte, insofern, als man die einflußreicheren Bürgerfamilien der damaligen Zeit daraus kennen lernt. Im Jahr 1585 war die Besetzung folgende: Hanneß Grammer, Schultheiß, Richter sind: Balthaß Scheffer (Schäfer), Althanneß Paur (Baur), Georg Tagner, Hanneß Harer, Hanneß Erbelin, Jakob Hipp, Hanneß Renz, Georg Roll, Conrad Breinning (Breuling). Der damalige Ortspfarrer: Albrecht Her, Heiligenpfleger: Georg Schanz und Sebastian Grammer

(Fortsetzung folgt).

Der Schatz im Schlosse Niedernau.

Auf der alten Burg „Ehingen" bei Niedernau soll ein Schatz begraben sein. Ein Bauer von Dettingen ging von der Niedernauer Mühle heim durch die Siebentäler hinauf. Als er unten an den Ruinen vorbei ging, kam ein Herr und eine Frau zu ihm. Die redeten ihn an, er solle mit ihnen gehen, sie wollten ihm viel Geld geben und werden selber erlöst sein. Der Bauer erschrack darüber und ging nicht auf den Antrag ein. Er hatte acht Tage Bedenkzeit ausgebeten, ging heim, bereitete sich zum Tode vor und ging hinauf auf das alte Schloß. Er sah drunten eine große Truhe voll Geldes, darauf lag ein Pudel, und den sollte er herunter hauen. Wie er dies tun wollte, da fuhr der wie wütend auf ihn los; der Mann erschrack dermaßen, daß er heim ging, sich legte und starb.

*) Als Quellen dienten Archivalien aus dem Staatsarchiv in Stuttgart und die Bestände des Gemeinde- und Pfarrarchivs. [2]) Oberamtsbeschreibung II, 152 ff. [3]) Oberamtsbeschreibung II, 153, [4]) Ebendorf, I, 463. [5]) Urkunden des Staatsarchivs Stuttgart unter „Horber Klöster".

Wie unser Sülchgau besiedelt wurde.

Von E. Storz = Seebronn.

Es war ums Jahr 250 n. Chr. Da scholls in unserem Sülchgau „von Kampfruf, Stoß und Schlag.“ Der Teufelswall der Römer war durch den ungeheuren Anprall der Germanen zerbrochen, die römischen Legionen wichen in die Alpen zurück. Germanien wurde frei für unsere Vorfahren.

Die Freiheitskämpfer unseres Landes waren die Alemannen — ein kerngesundes, kriegstüchtiges Volk. Lange genug waren sie mit andern germanischen Brüdern den Römern gegenübergelegen, oft genug wurden sie geschlagen und gejagt und von Haus und Herde vertrieben. Da lernten sie den Wert der militärischen Schulung schätzen, die die Römer stark machte, und sie haben daher auch eine Art militärischer Einrichtung versucht. Sie teilten ihren volkreichen Stamm in Hundertschaften ein. Das waren Scharen von etwa 100 streitbaren Männern, die im Kriege und vor allem in der Schlacht unter ihrem erkorenen Führer treu zusammenhielten und auch im Frieden nahe beieinander wohnten. Eine solche Hundertschaft mochte mit den Frauen und Kindern 500 bis 1000 Leute zählen.

Als nun die Römer bis ins Alpenland zurückgeworfen waren, teilten die Alemannen das Land in einzelne Gaue ein, die durch Flüsse, Wälder, Höhenzüge oder alte Straßen deutlich voneinander abgegrenzt waren. Nachdem dies geschehen war, wurden die einzelnen Gaue den verschiedenen Hundertschaften entsprechend ihrer Stärke zugewiesen.

Ein großer Alemannenzug von Männern, Frauen und Kindern und ein langer Troß von Knechten und Wagen suchte da nun unsern Sülchgau auf. Lange waren sie umhergestreift, bis sie endlich ihren Gau gefunden hatten. Der Anführer der Hundertschaft befahl nun drunten in Sülchen dem Zuge, zu halten. Er verteilte den Gau an die einzelnen Verwandtschaften seiner Hundertschaft. Diese waren ungleich groß. Die eine Verwandtschaft mochte 200 Köpfe zählen, die andere nur 20. Darnach fiel auch die Landverteilung aus.

An der Spitze einer solchen Sippschaft stand ein frei gewählter Häuptling. Dieser zog nun mit seinem Geschlechte in die ihm zugewiesene Markung des Gaues und wählte einen geeigneten Platz für eine Niederlassung.

Dann gings an ein Zurichten und Bauen. Das Bauen war noch keine kostspielige Sache; denn die Alemannen bauten nur mit Holz, das in den großen Urwäldern reichlich und unentgeltlich bereit stand.

Alsbald fingen sie an, die umliegenden Felder anzubauen. Zuerst wurde die ganze Markung abgesucht. Besonders fruchtbare Stellen wählten die Ansiedler als Ackerland aus, das von den Römern her noch meistens schön geordnet dalag und durch das Los nun verteilt wurde. Die weniger ergiebigen Stellen blieben als Weideland liegen.

Weide und Wald wurden als gemeinsames Gut der Sippe angesehen. Das ganze Gelände wurde sodann an der Grenze durch Marksteine abgesteckt. In den Wäldern ritzten die Ansiedler die Runen ihres Häuptlings ein. Das Zeichen sollte sagen: Bis hieher reicht die Markung und die Herrschaft unseres Führers!“

Aus jener Zeit ist keine deutsche Urkunde vorhanden. Und doch wissen wir heute noch viele hundert Namen derer, die damals, am Ende des 3. Jahrhunderts und im 4. und 5. Jahrhundert solche Dörfer bauten. Ihre Ortsnamen sind sprachliche Denkmäler aus jener Zeit: Dettingen ist der Ort der Angehörigen eines Detto; Ergenzingen eines Argotz; Hailfingen eines Hadolf; Hirrlingen eines Hurno; Kiebingen eines Kubo; Mössingen eines Masso; Ofterdingen eines Ofthart; Oeschingen eines Esko; Wurmlingen eines Wurmilo.

Solche Ortsnamen mit der Nachsilbe „ingen“, „ing“, „ung“ gibt es von der Nordsee bis zum Po. Sie bezeichnen in den germanischen Sprachen die Zugehörigkeit zu einem Land oder zu einer Person. Die Alemannen bedienten sich mit Vorliebe der Nachsilbe „ingen.“ Ihre „ingen“ Ortschaften stellen in ihrer Hauptmasse Siedlungen der Landnahmezeit dar und sind uns wertvolle Urkunden für die Namen ihrer Gründer.

Fast ebenso alt, jedenfalls nicht viel jünger, ist eine andere Nachsilbe, die so recht das Behagen an der neuen Heimat ausspricht: heim. Unsere Vorfahren verstanden darunter alles, was ihnen gehörte: das Haus samt dem umgebenden Gutsbesitz.

Solche ‚heim“Orte finden wir bis weit nach England hinein (=ham), in Holland und Belgien (=hem). Auch die Alemannen machten reichlichen Gebrauch davon, wenngleich die Anzahl dieser Orte nicht so groß ist wie die mit der Endung „ingen.“

In unserem Sülchgau finden wir:

Nellingsheim als Heim der Sippe des Nehilo; Remmingsheim als Heim der Sippe des Remming; Wendelsheim als Heim der Sippe des Winolf. Etwas jünger sind wohl die Orte, die keinen Personennamen mehr als Bestimmungswort haben. Sie lassen erkennen, daß sie von den schon bestehenden Orten aus gegründet wurden.

Wohl von Abwanderern aus Mössingen wurde gegründet unser Thalheim als neues Heim im Tal. —

Die Urmarkungen, wie sie zur Zeit der Landnahme abgegrenzt worden waren, erwiesen sich anfangs als geräumig genug, um den Bevölkerungszuwachs der nächsten Generationen aufzunehmen. Aber vom 6. Jahrhundert ab, als die großen Wanderungen zum Stillstand gekommen waren und die Welt sozusagen verteilt war, mußten neue Mittel und Wege gefunden werden, um den Ueberschuß der Bevölkerung unterzubringen. Die fortdauernde Vergrößerung des Urdorfes wäre unpraktisch gewesen für die Bewirtschaftung der sehr weiträumigen Markung. Es kam daher vom 6. Jahrhundert an zur Gründung neuer Ortschaften innerhalb der alten Markung.

Nehmen wir an, ein unternehmungslustiger und arbeitsfreudiger Alemanne des Namens Bodenolf hätte mit seinen Söhnen und Anverwandten, denen der ererbte Boden nicht mehr Nahrung genug gab, beschlossen, eine neue Siedlung zu gründen. Die Sache kam auf d. „Ding“ am „Dingstag“ vor den Ortsgenossen zur Sprache. Da wurde beschlossen, daß sich Bodenolf mit seinen Leuten eine Stunde vom Ort entfernt am Rande des Eichwaldes ansiedeln solle. Alles Land zwischen Bach und Wald soll dem Bodenolf und seinen Leuten gehören, und sie sollen ihre Felder in der alten Mark dafür zum Tausche geben. Das wurde mit Handschlag festgemacht, und Bodenolf nahm nun mit seiner Sippe den Boden zwischen Bach und Eichwald unter den Pflug und errichtete die nötigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude.

Wenn nun eine solche Gründung im 3. oder 4. Jahrhundert erfolgt wäre, so hätte die Siedlung gewiß den Namen „Boldelfingen“ erhalten. Aber man wußte ja, daß Bodenolf kein großes, im Krieg erprobtes Sippenhaupt war; darum redete man nicht von „Bodelfingen“, sondern von den „Häusern des „Bodenolf.“ Und diesen Ort treffen wir drüben im Steinlachtal:

Bodelshausen, der Ort mit den Häusern des Bodenolf; Frommenhausen, als der Ort mit den Häusern des Frumino; (?) Wolfenhausen als der Ort mit den Häusern des Wolfgang. (?) Jünger als die „=ingen“, „=heim“ und „=hausen“ Ansiedlungen sind wohl die „=dorf“Orte. — Das Wort „Dorf“ weist auf eine größere Gruppensiedlung hin. Solche Gruppensiedlungen wurden von den Grundherren, den Adeligen oder Klöstern, angelegt. Sie wiesen besitzlosen Leuten ein zur Zeit der Landnahme noch nicht unter den Pflug genommenes Stück Land an. Damit hängt zusammen, daß die „Dorf=Orte zumeist weniger günstig liegen als die „ingen“ und „heim“Orte. — Auch hier dürften die mit Personennamen zusammengesetzten „Dorf“Orte durchweg etwas älter sein als die mit einem andern Bestimmungsort.

Hemmendorf ist das Dorf des Hem-

ming. Schwalldorf ist das Dorf bei dem Swal, dem aufwallenden Wasser.

Eine kleinere Gruppensiedlung, die aber doch von Anfang an über die Zahl einiger wenigen Anwesen hinausging und dabei besonders weite Bauweise zeigte, gab die Namen ab für die „weiler"-Orte. —

Eckenweiler ist der Weiler des Ecko. Weiler ist der Weiler der Zinsleute und Hintersassen der Burg Rotenburg.

Etwa vom 10. Jahrhundert an war innerhalb der Urmarkungen für die anwachsende Bevölkerung kein Raum mehr zu gewinnen. Nun richtete sich der Blick auf die großen Flächen, die seit undenklichen Zeiten dem Wildwuchs und der Weide überlassen waren und auf die ungeheuren Wälder, mit denen namentlich die ausgedehnten Bergländer überzogen waren. Unsere Vorväter haben in zäher Arbeit den kargen Boden gewonnen und unvergeßliche Kulturarbeit geleistet. Von dieser Arbeit zeugen noch unsere Flurnamen: Reute, Schwand, Brand usw. und zahlreiche Ortsnamen der näheren Umgebung.

Unser Sülchgau weist nur eine neue Ortsgründung aus dieser Zeit auf:

Bühl, das Dorf an dem bühel (Hügel). Unsere Ahnen hatten in dieser Zeit keine besonders große Lust für Neugründungen. Erdbeben suchten die alte Heimat heim und nahmen die Kräfte für den Wiederaufbau der alten Orte reichlich in Anspruch. Aus Schutt und Trümmer aber entstand drunten im Tale, am Fuße der Rotenburg eine neue Stadt:

Rottenburg, die Stadt an der Rotenburg (Weilerburg). —

Während sich die alemannischen Siedler im 3. und 4. Jahrhundert, also zur Zeit der Landnahme offenbar weniger um die Wasserläufe kümmerten, gingen die späteren Siedlungen mit Vorliebe den Wasserläufen nach. Man sieht dies an den Namen mit „au" und „bronn." „Au" ist ein „wasserumflossenes Land"! „Bronn" ist ein „Brunnen"

Hirschau ist die von Hirschen besuchte Au; Niedernau ist „die alte Stadt" zur niederen Au; Obernau ist der Ort der oberen Au; Seebronn ist der Ort am alten Seebrunnen. Die ganze Fülle unserer Ortsnamen läßt sich eigentlich in drei Klassen einteilen: Siedlerbezeichnungen, Siedlungsbezeichnungen, Stellenbezeichnungen. Die Orte mit Siedlerbezeichnung sind in der Hauptsache während oder unmittelbar nach der Völkerwanderung entstanden; die übrigen sind jüngeren Datums. Ihr Alter aber läßt sich nicht genau feststellen.

*

Literatur: Brechenmacher: „Wie unser Schwabenland besiedelt wurde." Schwäbischer Schulmann 1925 Nr. 5—13. Bohnenberger: „Die Ortsnamen Württembergs." Sonderdruck des Schwäbischen Albvereins. 1920.

Aus alten Schriften.[1])

(Fortsetzung).

Landskrons Untergang.[2])

Wegen dieses Abfalls wieder zur Abgötterei hat sie Gott gar bald schwerlich heimgesucht und seinen Zorn über sie sehen lassen, indem diese Stadt nach der gnadenreichen Geburt Jesu Christi 1012 den 3. Tag Jenner, der da war der 8. Tag des heiligen Evangelisten Johannes von Erdbeben und großem Einfluß des Wassers samt viel Kirchen, Stätt und umliegenden Flecken ganz zerrissen und untergegangen, also daß nur etlich wenig Turm und Häuser noch zu der Menschen Gebrauch übrig blieben.

Merke günstiger Leser, daß mir da hoch will angelegen sein zu probieren und zu erweisen, daß die genannte vornehme Stadt Landskron oder Landsfurt in obengesetztem 1012. Jahr zu Grund gegangen sei:

Eine gute Viertelstunde von der jetzigen Stadt Ehingen hinaus hinter unser lieben Frauen Wallfahrtskirche, die Altstadt genannt, ist zum ewigen Gedächtnis des besagten Untergangs bis auf heutigen Tag erhalten worden ein auf einem Bühel stehendes Stück Mauer ungefähr 2 Klafter breit, 3 Klafter hoch und 1 Klafter untenher dick. In diesem Stück Mauer ist oben gegen Sonnenaufgang eingemauert ein schöner grauer Sandstein (vor diesem, wie ich in einer alten Schrift gelesen, war es ein Marmorstein). Dieser ist außen herum mit einem erhöht gehauenen weißen Sandstein gefaßt. In selbem inneren Stein zum ewigen Gedächtnis aufbehalten ist noch folgende Schrift eingegraben:

„Anno Christi 1112 den driten des Jenners bei Lebzeiten Papsts Benedikti des achten und Kaiser Heinrich des fünften ist die Stadt Landsort oder Landskron genannt durch Erdbeben und Gewässer untergegangen und anno 1271 von Graf Albrecht von Hohenberg wieder aufgebaut und Rottenburg genannt worden und diese Mauer also zum Gedächtnis wieder 1602 erneuert." Dies ist die Schrift.

Weil nun alle in den alten Geschichten auch wenigst Erfahren gleich wahrnehmen, daß diese Schrift einen merklichen Fehler und Verstoß in sich habe, indem Papst Benedikt VIII. und Kaiser Heinrich V. über 80 Jahre nach dem Nachfolgeverzeichnis der Päpste und Kaiser von einander regiert haben. Papst Benedikt VIII. beginnt seine Regierung im Jahre 1012; im Jahre 1024 tritt er aber wieder ab nach Zeugnis Kardinals Baroni, Bucelini u. a. Kaiser Heinrich V. aber hat 1105 seinem Vater Kaiser Heinrich IV. die Regierung abgenommen, der 1106 aus Kummer darüber gestorben und dessen Leichnam wegen der Exkommunikation fünf Jahre unbegraben blieb, weil er die römisch-katholische Kirche übel zerrüttet hatte, also Bucellin auf dieses Jahr wie auch Seb. Münster u. a. vermelden. Kaiser Heinrich V. stirbt 1125. Diesen Fehler, den Christoph Lutz von Lützenhardt auch wahrnahm, hat er im 3. Buch Rottenburger Beschreibung anstatt Papst Benedikts VIII. gesetzt Papst Paschalis II., damit er den Kaiser und den Papst vereinigte, aber ohne alles weitere Fundament und Grund.

An obgemeldeter in Stein eingehauener Schrift haben sich die Geschicht- und Chronikschreiber alle gleich gestoßen und von selber sich einesteils verführen lassen, obwohl sie vermeinten den Fehler der steinernen Tafel zu fliehen. Joh. Nauclerus, der damals noch katholischen Universität zu Tübingen Kanzler und Probst schreibt in seiner vor anderthalbhundert Jahren in Druck verfertigten Chronographie vol. 2. p. 2, gen. 38 (bei mir am 177. Blatt) also: „In diesem Jahr .... 1112..... ist Rottenburg am Neckar in Schwaben ganz zu Grund gegangen." Er meldet nichts weiteres weder vom Papst noch vom Kaiser, weil er als ein der Geschichten erfahrener Mann wohl gewahrnahm, daß die an obigen Stein verzeichneten Papst- und Kaiserregierung ganz und gar nicht zusammenstimmten und übereins kämen. (W. führt im folgenden noch verschiedene Zeugnisse anderer Chronisten für das Jahr 1112 an, sucht aber selbst den Nachweis für das Jahr 1012 zu erbringen. Bei der Erneuerung der Tafel soll durch Unkenntnis der alten Schreibweise der 0 eine 1 gesetzt worden sein und die dadurch hervorgetretene Unstimmigkeit der Regierungszeiten von Papst und Kaiser mit dieser Jahreszahl 1112 durch Setzung (Heinrichs) V. statt des Zweiten (gest. 1024) z. Tl. behoben worden sein, was aber wiederum nicht zu Papst Benedikt VIII. stimmt, der 1024 gestorben ist. W. verbleibt bei 1012 und „glaubt ungezweifelt, daß die Stadt 1012 zu Grund gegangen sei bei des Papst Benedikts VIII. und Kaiser Heinrichs II. Regierungszeit").

[1]) liber trad. v. Dr. Weitenauer.

[2]) Haßler, Chronik d. St. Rott. hält auf die ganze Erzählung über die Stadt Landskron nicht viel; Dr. Paradeis hingegen vertritt nachhaltig eine Katastrophe.

Das Heuberger Hexlein.

Bei Rottenburg, nicht weit ab der Seebronner Straße ist der uralte Heuberger Turm, auch Mehlsack oder Hexenturm geheißen. Er soll aus Römerzeiten stammen, sei zerstört und im Städtekrieg wieder aufgebaut worden. Dieser Heuberger Turm sei ehedem der Sammelplatz aller Hexen der Umgegend gewesen. Die von Rottenburg ritten auf Ofengabeln um Mitternacht dahin. In dem Turme selbst hauste das Heuberger Hexlein, eine kleine untersetzte Weibsgestalt mit großem Kopf wie der Mond am Himmel, und mit kleinen, kleinen Füßlein. Alle Hexen wurden von ihm bewillkommt. Da gings an ein Tanzen und nach dem Tanz fing das Hexlein an zu prophezeien, ob die Weiber noch lange ihre Männer haben, oder sie bald verlieren und welche sie dann bekommen. Die Mädchen ließ das Hexlein ihre künftigen Männer sehen und wann sie dieselbigen bekommen.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.

Gäuchgauer Echo
Rottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.

№ 5 Samstag den 21. Mai 1927 3. Jahrgang

Die Grafen von Hohenberg und ihre Klostergründungen.

Von F. Haug.

2) Reuthin.

Wie bei anderen adligen Häusern, so finden wir auch bei den Grafen von Hohenberg den Brauch, die Herrschaft unter verschiedene Söhne zu teilen, die dann die Gründer von Seitenlinien werden. Daß dies zum Vorteil der Gesamtfamilie gewesen sei, kann gewiß nicht behauptet werden; vielmehr ist eine Teilung fast immer der Anfang vom Ende; es beginnt damit eine Zeit des Niedergangs und schließlich endet eine ursprünglich reich begüterte Familie beinahe am Bettelstab oder wenigstens in ärmlichen Verhältnissen. Mancherlei Gründe, die im ersten Aufsatz schon angedeutet wurden, bringen es schließlich so weit, daß die Herrschaft oder wesentliche Teile davon, versetzt oder verkauft werden. Die Verpfändung kommt dem Verkauf in seiner Wirkung meist gleich; nur selten gelingt es einer Familie, wieder in den Besitz solcher Güter zu gelangen. Burkard III. hatte Mechtild, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II. von Tübingen geheiratet, und als Mitgift den stattlichen Besitz der Burgen und Herrschaften Nagold, Wildberg, Bulach und Altensteig an sein Haus gebracht. Jetzt reichte ihr Besitz von der Gegend von Calw bis an die Donau, und von Tübingen bis an den oberen Neckar. Aber schon seine Söhne, Albert II., Burkard IV. und Ulrich teilten die Herrschaft; Albert behielt den Stammteil, Burkard erhielt den neuen Besitz am Schwarzwald; Ulrich starb früh. Wir haben also von jetzt an zwei Linien, die von Hohenberg-Hohenberg, u. eine Hohenberg-Nagold. Damit hat die Teilung noch kein Ende gefunden: Burkards Söhne teilten weiter; Otto I. ist der Stammvater des Nagolder, sein Bruder Burkard V., der des Wildberger Zweigs. Allerdings waren auch weitere Güter am Schwarzwald durch die Heirat Burkards IV. mit Luitgard von Tübingen-Horb dazugekommen; ihr Vater Hugo IV. hatte wohl Söhne, die aber alle kinderlos starben, so daß Burkard noch ein reiches Erbe antreten konnte.

Im ersten Aufsatz haben wir gesehen, daß wir Burkard III. als Stifter des Klosters Kirchberg anzusehen haben. Aber auch die Gründung des Klosters Reuthin, unterhalb der Stadt Wildberg im Nagoldtal gelegen, geht mutmaßlich auf ihn zurück. Jedenfalls war er es, der dem Kloster den Grund und Boden, auf dem es stand und einen dabeiliegenden Garten erwarb. Beides gehörte anfänglich der Kirche in Unterjettingen, und Burkard brachte es durch Tausch von zwei Wiesen, die bei dem genannten Dorf lagen, an sich. Die Zustimmung der Patrone der Kirche, des Pfarrers und des Bischofs erfolgten 1252. Wir können also die Gründung des Klosters in dieses Jahr oder kurz vorher setzen. Nachdem die oben erwähnte Teilung vollzogen war, sorgte jeder der beiden Brüder, Albert II. und Burkhard IV. für das auf seinem Gebiet gelegene Kloster, Albert für Kirchberg, wenn auch in bescheidenem Maße, wie wir sahen, Burkhard für Reuthin. Und dies in solcher Art, daß Bischof Heinrich von Konstanz, in dessen Sprengel der größte Teil des heutigen Württemberg lag, ihn den fundator, d. h. den Gründer nennt. Anscheinend hatte so Reuthin nicht solch kümmerliche Anfänge, wie sie Kirchberg nahm. 1272 wurde zwischen dem Kloster und seinen Müllern ein Vertrag geschlossen, den die drei hohenbergischen Brüder bestätigten, so daß zu diesem Zeitpunkt Reuthin schon mehrere Mühlen besaß, die zu der damaligen Zeit ein wertvolles Gut waren, da meist mehrere Gemeinden in eine Mühle gebannt waren, d. h., gezwungen waren, dort mahlen zu lassen. Schon 1277 kommt dazu der Kirchensatz von Oberjettingen, d. h. das Recht, den Pfarrer zu ernennen. Nunmehr häufen sich die Stiftungen und Verkäufe ans Kloster förmlich, und wir gehen nicht fehl, wenn wir Graf Burkard und seine Gemahlin Luitgard als die Urheber dieser Gebefreudigkeit annehmen. Denn das Beispiel des Herrn mußte auch auf seine Dienstmannen überstrahlen. Burkard übertrifft seinen Bruder Albert bei weitem an Freigebigkeit. 1278 kommt ein Gut bei Nagold zum Besitz des Klosters dazu, das Heinrich und Friedrich gen. die Sailer schenken. 1292 schenkt ihnen ihr Wohltäter eine Wiese beim Kloster, 1293 gar einen Wald Gehae (Gehäu) genannt und einen Hof bei Ebhausen. 1298 erhalten die Nonnen die Erlaubnis, ihr Vieh auf Wildberger Markung weiden zu lassen, und schon 1288 erwerben sie durch Kauf das ganze Dorf Oberjettingen. 1317 kommt das wichtige Recht hinzu, falls dort etwas versetzt oder verschleudert würde, dies wieder auslösen zu dürfen. Das Wiederlosungsrecht war bei einem Versatz nicht unbedingt dabei; es mußte ausdrücklich vorbehalten werden. Zudem wurde das Kloster von allen Steuern, Leistungen und Diensten für seine innerhalb der Herrschaft gelegenen Güter befreit. Die niedere Gerichtsbarkeit und das Patronat waren dabei im Kauf einbegriffen. Im selben Jahr erhielt es die obere Mühle bei Wildberg, 1301 eine Heller- und Roggengült nebst einer Weingült in Wildberg, und noch im Todesjahr Burkards, 1318, ein Drittel des Wasebrunnens. Im Dorf Sulz (bei Wildberg, nicht zu verwechseln mit der Stadt Sulz am Neckar, die ihre eigenen Grafen hat, welche fast alle Alwig heißen), erhält es 1285 einen Hof, 1298 eine Hellergült aus dem Fronhof. Güter in Unterjettingen hatte es schon 1277, Leibeigene seit 1319. Hellergülten aus Nagold kamen 1295 und 1356 an Reuthin, in Rohrdorf erhielt es Güter und Gülten 1285, weitere Gülten 1340. Das Jahr 1295 brachte noch weitere Gülten in Schwandorf und Mindersbach, 1299 bekommt es den Wald Weißenhalde an der Bernecker Steig. Durch Eintritt der Tochter Halwig d. Vogts Löhte von Bulach erhält es Monhard 1300. So hatten die ersten 50 Jahre seit der Gründung einen recht stattlichen Besitz für das Kloster eingebracht, ganz im Gegensatz zu den notigen Zeiten, die Kirchberg in den ersten Jahren seines Bestehens durchzukämpfen hatte, wenn auch dort sich der

Wohlstand dank der Freigebigkeit einer frömmeren Zeit und einer mehr gottesfürchtigen Bevölkerung rasch hob. Aber Kirchberg kam nie zu so einem geschlossenen Besitz, der gleich ganze Dörfer enthielt.

Wie schon erwähnt, teilten die Söhne Burkards IV. die Herrschaft noch einmal. Otto I. ist der Stammvater der Nagolder Linie. Sein Sohn ist Burkard VI., seine Enkel sind Otto II. und Burkard VIII; Ottos Sohn, also der Urenkel, ist Rudolf V. Mit dessen Tochter, die einen Truchsessen von Waldburg heiratet, erlischt dieser Zweig. Burkards V. vom Wildberger Zweig Söhne sind Burkard VII. (dessen Söhne Konrad II. und Burkard IX.) und Konrad I. (dessen Sohn Rudolf IV. ist) und Otto III., der Rudolf VI. zum Sohn, und den letzten des Geschlechts, Sigmund zum Enkel hat. Erwähnen wir nun, was die Glieder der einzelnen Zweige dem Kloster mittelbar durch ihre Dienstmannen oder unmittelbar durch sich selbst zuwandten, bezw. welche Vergabungen und Verkäufe sie genehmigten.

Burkard VI. siegelt, als eine Bürgerin von Horb 1319 dem Kloster Zehnten, Landgarben und Gülten in Beihingen, Haiterbach und Börstingen vermachte, und als Heinrich der Maier von Oberkirch (der obere Teil von Poltringen) Gülten aus einem Hof in Rohrdorf verkauft (1340). Sein Sohn Otto II. genehmigte den Verkauf einer Wiese bei Sulz durch Kunigund, die Witwe des Göz des Rollers von Gültstein 1346, ebenso den Verkauf einer Gült aus Aeckern bei Iselshausen durch Benz Seltenschlag und Burkard von Iselshausen. Aber 1363 verkauft er seine Herrschaft Nagold-Haiterbach mitsamt seinem Anteil an der Vogtei über das Kloster Reuthin an die Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg um 25 000 fl. Man sieht, das Kloster wird wie ein anderes Gut behandelt. So war also dies Gut und die Burg seiner Ahnen in Nagold dahin, und nur seine Gemahlin verhilft ihm zu einem Stück Besitz, das von der Wildberger Linie gekauft wurde, die Burg Schilteck und einige Dörfer, dabei Altensteig. Sein Sohn Rudolf tritt in württembergische Dienste. Ueber Ottos Schwestern Agnes und Mechtild werden wir nachher noch zu reden haben.

Vom Wildberger Zweig ist folgendes zu erwähnen: Von Burkard V. stammt die Genehmigung des Verkaufs einer Leibeigenen in Unterjettingen 1319, zum Vermächtnis von Gülten aus Oberjesingen durch Agnes von Bulach, Witwe Johannes des Waidhasen zu Freiburg. Burkard VII. aber und sein Bruder Konrad I. teilten unter Umgehung des jüngsten Bruders Otto III. den Besitz noch weiter, so daß Burkard die Güter um Bulach bis Sulz erhielt, Konrad dagegen den Besitz um Schilteck und Altensteig an sich nahm. Dies geschah 1355. Konrad starb jedoch schon ein Jahr nach der Teilung, und sein minderjähriger Sohn kam unter die Vormundschaft seines Oheims Burkard VII. 1363 nun verkaufte dieser seinen Anteil, an dem bisher gemeinschaftlichen Besitz, nämlich Wildberg, Kloster Reuthin und die Vogtei darüber ohne Vorbehalt der Wiederlösung an Rupprecht d. ä., Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog in Bayern, und verpfändete dabei auch gleich Rudolfs Anteil, aber mit Vorbehalt. Bulach folgte alsbald, nur der Kirchensatz von Sulz war ausgenommen. Als Rudolf volljährig wurde, bestätigte er den Versatz, und veräußerte nach und nach allen seinen Besitz bis auf Altensteig. Der Kirchensatz von Sulz wurde um 500 fl. losgeschlagen; der Pfalzgraf überließ ihn aber dem Kloster Reuthin. So hat also Württemberg eine Hälfte, die andere der Pfalzgraf. Immerhin aber genehmigt Rudolf noch Verkäufe ans Kloster, so, als Hainz der Kaib von Mindersbach Gülten verkauft (1373). Auch schon früher hatte der Zuwachs an Vermögen nicht innegehalten. 1312 erhält das Kloster einen Hof in Unterjettingen von Werner v. Holzgerlingen, 1352 erkauft Agnes und Mechtild v. Hohenberg, Metze (Mechtild) v. Holzgerlingen u. Agnes v. Haiterbach ein Fuder Weingült aus Haslach. Das Jahr 1357 bringt die Steuer aus Schönbrunn um 35 Pfund Heller ein, und Burkard VII. vermachte ihm 1359 3 Pfd. Heller aus der Badstube, den Brot- und Metzelbänken in Bulach. 1365 fallen nach einem Streit mit Konrad Schäffer von Gültlingen 9 Schilling Heller als Seelgerät für Konrad ans Kloster, 1373 erhält es Gülten in Mindersbach und Konrad Kechler von Schwandorf vermacht seiner Schwester in Reuthin Gülten in Bondorf und Vollmaringen. Auch in Niederreuthin ist ein Hof im Besitz des Klosters, und 1381 erwerben einige Nonnen eine Roggengült.

Im 15. Jahrhundert noch gelingt es, den Besitzstand zu mehren. 1405 genehmigt die Priorin Agnes die Verleihung eines Ackers, der zur Pfarrei Wildberg gehört, an einen dortigen Bürger, und 1416 erkauft man von Diem Kechler die andere Hälfte eines Hofs in Schwandorf. 1423 weist sie einigen Nonnen eine Gült von 9 Malter Korn und 100 Eiern zu, die nach deren Tode ans Kloster fallen sollen. Die letzte Stiftung, die ein Hohenberger an das von seiner Familie gestiftete Kloster machte, sind 7½ Pfund Heller aus der Widdums (Pfarrers-)wiese zu Schietingen, zu einem Jahrtag für sich und seine Gattin Ursula von Räzüns, 1477.

Graf Sigmund, der letzte seines Stammes starb 1486 und wurde nach alter Rittersitte mit Schild und Helm begraben. Er war württembergischer Rat, und wurde durch seinen und seiner Genossen Beitritt in die Fehde gegen Eßlingen, die bald weitere Kreise zog und die andern Reichsstädte zum Eingreifen veranlaßte, Ursache der Zerstörung der Stammburg auf dem Oberhohenberg. Am 21. September 1449 zogen die Rottweiler gegen das Schloß, das nur 18 Mann Besatzung hatte, erstürmten und zerbrachen es.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Glieder der Hohenbergischen Familie aufzuzählen, welche im Kloster den Schleier nahmen. Wie Kirchberg, folgten die Nonnen daselbst in der Regel des Hl. Dominikus; das Kirchlein war dem Hl. Nicolaus geweiht. An der Spitze stand eine Priorin, unter denen wir auch manche Hohenbergerin finden. Wahrscheinlich ist schon eine Tochter Burkards IV., Agnes, Nonne dort gewesen. Des weiteren finden wir eine Mechtild, Gräfin von Nagold, und eine weitere Mechtild, die Witwe Graf Wolfrads von Veringen (Locher, Regesten der Gr. von Veringen, nennt sie als Gemahlin des Gr. Wolfrad, der 1297 bis 1330 urkundlich vorkommt). Auch die Schwestern Luckard (Luitgard) und Anna sind Angehörige der Familie. Es folgt eine Tochter Burkards VII. (Wildberger Linie), die 1421 starb. Sie war zweimal verheiratet gewesen, das erstemal mit Friedrich dem Schwarzgrafen von Zollern, und dann mit Gr. Konrad von Kirchberg (a. d. Iller). Ihre Tochter ist Agnes, die Priorin wird und öfters urkundlich erscheint.

Auch eine weitere Anna war Priorin. Von den Töchtern Burkards V. finden wir eine Anna und eine Adelheid. Auch findet sich noch eine Elsbeth von Hohenberg-Nagold.

Die weiteren Schicksale des Klosters sind bei dem Fehlen einer Geschichte rasch erzählt. Der an die Pfalzgrafen gekommene Teil wurde 1440 an die Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg weiter veräußert. Auch hier wieder wird das Kloster wie anderes Eigentum in den Verkauf einbegriffen. Damit war die ganze Schutzvogtei in Hand der Württemberger. Als in Württemberg die Reformation eingeführt wurde, sollte das Kloster natürlich auch zum neuen Glauben übergeführt werden. Ein erster Versuch 1556 scheiterte aber am Widerstand der Nonnen, und erst gegen Ende des Jahrhunderts drang sie durch. Die Güter wurden nun natürlich eingezogen; ihre fernere Verwendung entsprach wohl nicht immer und allewege den Absichten der Stifter und Wohltäter. Reuthin hatte als Kloster aufgehört, und ist aus der Geschichte verschwunden. Die Drangsale des unseligen Bauernkriegs hatte es reichlich auch zu verkosten gehabt. Wie die Gebäude verwendet wurden, ist mir nicht bekannt geworden; in den letzten 100 Jahren dienten sie einem Kameralamt. Allerdings nicht mehr die ursprünglichen; am 19. November 1824 verzehrte ein Brand das Kloster. Von den Grabsteinen der dort begrabenen Familienangehörigen und anderen blieb nicht viel erhalten. Es waren dort begraben Burkard IV und seine Gemahlin Luitgard, die „Gründer", auch Ottos II. Gemahlin Kunigund von Wertheim, und der letzte Hohenberger Sigmund nebst Frau Ursula von Räzüns und ihr Sohn Rudolf, daneben wohl noch manche andere. Die erhaltenen Grabsteine kamen 1870 auf die Weiler Burg, wo sie aufgestellt wurden. Heute finden wir sie an der Südmauer der St. Morizkirche; aber den der Gräfin Kunigund von Wertheim finde ich nicht darunter. Schmid, Gesch. d. Gr. v. Zollerb. Hohenberg erwähnt ihn noch. In der Reihenfolge von links nach rechts sind es folgende:

Der erste trägt den Hohenbergischen, geteilten Schild sowie das an der Kirchenfahne leicht kenntliche Tübinger Wappen. Die Helmzier sind zwei zugewandte Hifhörner. Von der Umschrift sind noch leserlich die Worte: anno dni .... CCXCIX III idus Julii o. ot..., der Rest ist unleserlich. Dies ist der Grabstein des Grafen Otto I., der

am 12. Juli 1299 starb, des Sohnes Burkards IV. Daneben steht ein Bruchstück eines andern Steines, dessen tiefeingehauene Buchstaben noch klar lesbar sind: vigilia beati jacobi apostolis anno dni.... Das übrige fehlt. Schmid kennt aus einem alten Aufschrieb die volle Inschrift: Anno domini MCCCXVIII obiit spectabilis vir comes Burkhardus de Hohenberg in vigilia Jacobi apostolis. Miseremini mei omnes, auf deutsch: Am Jacobstag 1318 starb der erlauchte Herr Graf Burkard von Hohenberg. Erbarmt Euch meiner Ihr alle! So wissen wir also, wen der Stein einst deckte, den großen Wohltäter Reuthins. Der nächste Stein trägt wohl das hohenbergische Wappen, aber keine Umschrift, und so wissen wir nicht, wem er zugehörte. Der letzte der Reihe, am weitesten rechts, ist nicht mehr sehr gut zu entziffern. Wir finden noch die Buchstaben und Zahlen: M C C I X idus nove.... Lugardis de Tuwi... comitis... Auch hier berichtet uns Schmid die ganze Umschrift: Anno domini MCC IX Idus Novembris obiit Lugardis de Tuwingen comitissa. Bloß passiert es ihm in „Die Weilerburg einst und jetzt" diese Luitgard in falschen Familienzusammenhang zu bringen. Tatsächlich findet sich auf dem Grabstein die Zahl MCCIX = 1209. In dieser Zeit aber findet sich keine Tübingerin, die in die Hohenbergische Familie geheiratet hätte, noch umgekehrt. Andererseits ist es schwer, anzunehmen, daß der Steinmetz auf dem Grabstein einen Fehler hätte machen können. Aus der Verlegenheit hilft uns nun die Totenliste des Klosters, die das Jahr 1309 als das richtige angibt Wir wissen jetzt, daß es Burkards Gemahlin Luitgard war. Die in eine Art Lilien endigenden Kreuzarme geben uns allerdings noch ein Rätsel auf; die übrigen Wappen sind nach dem vorgesagten leicht zu deuten.

Hier stehen also die Steine derer, die einst das Kloster Reuthin so reich bedachten, Wind und Wetter, und was schlimmer ist, den Bubenhänden ausgesetzt. Ob auch einmal jemand beim Anblick einen der Bitte „Miseremini mei omnes" entsprechenden Gedanken faßt? Ihr Werk ist geraubt, ihr Andenken vergessen, ihre Asche in alle Winde verweht. Wie es ihnen ging, gehts auch uns einmal. Wohl ist ihr Geschlecht seit bald 500 Jahren ausgestorben, aber manches seiner Werke ist doch noch übrig geblieben, so gleich die Morizkirche, und ihr Andenken dürften den heutigen Geschlechtern wohl wieder etwas näher gebracht werden. Dies ist mit ein Zweck dieser Aufsätze. Heute schimpft man zwar viel auf den Adel, und jeder, der für seine Mitmenschen auch noch nicht einer Bohne Wert geleistet hat, glaubt, über die Männer und Frauen verächtlich hinwegehen zu dürfen, die dem alten Wort: „Adel verpflichtet" getreu handelten.

Die Alten haben aber nicht falsch gerechnet, wenn sie ihre Stiftungen machten ad aeternae vitae beamtum praemium et temporalis prosperitatis magnum incrementum, um einen Lohn in der Ewigkeit und Wohlergehen auf Erden.

Die Kreuzesbilder in Dettingen und seiner Gemarkung.

Von Pfarrer Beßler, Dettingen.

Frommer Glaube und inniges Mitleid haben in unseren katholischen Orten und ihren Gemarkungen, auf den Straßen, in den Feldern das Bild des Kreuzes aufgestellt. In cruce salus, im Kreuz ist Heil und Segen: Von dieser Wahrheit ausgehend haben unsere Vorfahren das Kreuz als Segensbaum gepflanzt, daß der Mensch im gläubigen Aufblick zu ihm Kraft und Stärke zu seiner täglichen Arbeit, Trost und Frieden in seinem täglichen Leid finde. Wir möchten sie nicht missen, diese hl. Bilder, welche die einsame und eintönige Landschaft verklären und in die Prosa des Alltaglebens die hl. Poesie des Glaubens und der göttlichen Liebe bringen. Ja selbst der Ungläubige kann sich dem Reiz und der Anmut eines solchen Kreuzesbildes, das von Bäumen umgeben an einsamem Wege oder auf lieblicher Höhe steht, nicht verschließen. Wie gewinnt z. B. der sogenannte Eselsweg, welcher von der Straße Dettingen-Rottenburg bei dem Weilemer Forchenwäldchen abzweigt und über die Wiesen auf das Waldeck an dem Wege Weiler-Niedernau zustrebt. durch das etwa in der Mitte stehende Kreuz an Poesie und Schönheit! Es gehört einfach notwendig dorthin zwischen die schützenden Bäume und mit Recht hat die Gemeinde von Weiler das Kreuz mit dem edlen Christusbild wieder neu fassen und herrichten lassen. Die gleiche rühmenswerte Sorgfalt ließ diese Gemeinde auch ihren anderen Kreuzesbildern angedeihen. — Was nun Dettingen anlangt, so zählt es in dem Ort selbst zur Zeit nur mehr zwei Kreuzbilder, das erste, ein Steinkreuz mit Christuskörper steht bei der Kelter, wo die beiden Dorfstraßen auseinandergehen; das zweite ein großes Holzkreuz bei der Linde an dem Fahrweg über die Höhe Richtung Hemmendorf zu; dort wird bei der Oeschprozession die erste Station gehalten. Ein drittes Holzkreuz von 4 Sockeln umgeben stand nicht weit ab von der Straße nach Ofterdingen. Leider ist dieses Kreuz seit etwa 10 Jahren verschwunden und harrt seiner baldigen Erhöhung. Das gleiche Schicksal erlitt vor 3 Jahren das sogenannte Rothe Kreuz, das Holzkreuz, das an dem von der Bodeslhausen abzweigenden Feldweg am Ostende des Ortes stand. Gehen wir nun in die Gemarkung von Dettingen hinaus zu den Kreuzesbildern, so können wir mehrere derselben auf dem Weg der Oeschprozession erreichen. War die erste Station bei dem schon erwähnten am Westausgang des Ortes bei der Linde stehenden Kreuz, so kommen wir, die kleine Anhöhe in der Richtung gegen die Straße Rottenburg-Hirrlingen ansteigend auf das sog. Ceefeld mit seinem einfachen schmucklosen Holzkreuz, an dem die zweite Station stattfindet. Dort zieht die alte Römerstraße vorbei, die heutzutage noch vielfach als der kürzere und bequemere Weg von den Fußgängern benützt wird. Von hier aus erblicken wir in der Richtung nach Hemmendorf ein zweites ziemlich verwittertes Holzkreuz, das Kreuz auf der Höhe auf der Grenze der Markungen zwischen Dettingen und Hemmendorf. Auf der Römerstraße geht die Oeschprozession in der Richtung Rottenburg weiter und zweigt bei dem sog. Brühl auf die neue Straße ab. An der Biegung der Straße, wo der Blick gegen die Siebentäler hinab sich öffnet, steht das neue Kreuz an der sog. Unhalde, ein schönes Steinkreuz, allwo die dritte Station gehalten wird. Die alte Römerstraße durchschneidet das Tal des Katzenbaches und steigt eine kleine Anhöhe hinauf, die sogenannte Unhalde, auf der nicht viel wächst und gedeiht, daher wohl der Name. Auf dieser beherrschenden Höhe, von wo man eine schöne Aussicht auf Dettingen und den Farrenberg, nach Weiler und der Weilerburg genießt, stand einst auch ein Kreuz, überschattet von den Bäumen, die gleichsam darüber trauern, daß ihnen das hl. Zeichen genommen wurde. Das Kreuz sollte unbedingt wieder an diesem herrlichen Platz errichtet werden, auf dieser Anhöhe, welche sich zur Anlage eines Kreuzwegs ausgezeichnet eignen würde. Hätte die politische oder kirchliche Gemeinde die Mittel dazu, dann könnte sie durch die Anlegung eines Kalvarien- oder Kreuzberges auf dieser Höhe ihren gefallenen Helden das schönste Ehren- und Gedächtnismal schaffen. So muß aber dieser Gedanke ein bloßer Wunsch bleiben. Aber das Kreuz muß wieder errichtet werden und soll recht bald seinen segnenden Arm ausstrecken über den Ort, seine Felder und die ganze Umgebung. Die Prozession setzt auf der neuen Straße ihren Weg in der Richtung Weiler fort und erreicht bei der Abzweigung des Weges nach Dettingen die letzte Station beim Steinkreuz, das jedem Wanderer auf der Straße nach Rottenburg wohl bekannt ist und einen sehr idyllischen Platz einnimmt. Manch müder Pilger mag schon im Schatten dieses Kreuzes und der dasselbe umgebenden Bäume geruht und zu seiner weiteren Wanderschaft Kraft sich geholt haben. Beim Rückweg zur Kirche kommt die Prozession in den sogenannten Laibern in dem Hohlweg an dem letzten Kreuz auf der Rottenburger Straße vorüber. Durch Niederlegen des kleinen Akazienwäldchens an dem Hang ist das Holzkreuz, das fast ganz verdeckt war, wieder sichtbar geworden. Gehen wir von der Straße ab in der Richtung auf den Rappenberg zu, so finden war an einem Feldweg ein ziemlich verwittertes Holzkreuz, das sogenannte Horber Kreuz. In ähnlichem Zustand befindet sich das Kreuz an der Straße nach Ofterdingen, das einst als Missionskreuz auf dem Platz vor der alten Kirche stand. Es ist das letzte Kreuzesbild in der Richtung nach Osten, da hier an die Markung Dettingens die d. protestantischen

Ofterdingen sich anschließt. In der Richtung nach dem protestantischen Bodelshausen steht auf der Höhe der Bodelshausener Straße mitten im Wald das sogenannte Gockeler-Kreuz, so genannt von dem Hahn, der früher auf dem Kreuze angebracht war. Es ist dieses Kreuz das edelste und schönste von allen Holzkreuzen, da es einen schönen metallenen Christuskörper trägt. Bei der fürchterlichen Sturmkatastrophe, welche im Sommer letzten Jahres über diesen Wald hereinbrach und so viele starke Bäume entwurzelte und abknickte, blieb das Kreuz unversehrt, obwohl einige zunächststehende Bäume abgerissen wurden. Unten an der Steige beim Eingang in den Wald steht ein weiteres schlichtes Holzkreuz neben einem sog. steinernen kurzen „Schwedenkreuz." Ein zweites derartiges Kreuz findet sich an dem Fußweg nach Weiler neben dem Bildstöckchen mit dem Marienbild von Raffael. All die erwähnten Holzkreuzesbilder bedürfen einer baldigen verständnis- und liebevollen Reparatur, einige derselben werden wohl am besten durch neue ersetzt; die abgegangenen sollen wieder aufgerichtet werden. Nach einem Beschluß des Gemeinderats stellt die Gemeinde in anerkennenswerter Weise den jeweiligen Inhabern dieser Kreuze im nächsten Jahr das Eichenholz zur Verfügung, so daß der Kostenpunkt nicht mehr so hoch erscheint. So mögen denn die Kreuze in unserem Ort und seiner Gemarkung recht bald wieder in neuer Schönheit erstrahlen und den jetzigen Bewohnern, ihren Nachkommen und Feld und Flur ihren Segen spenden!

Aus alten Schriften.*)

(Fortsetzung).

Nachdem nun die alte Stadt Landsort oder aber Landskron wie gemeldet untergegangen, ist das Land etliche Zeit und Jahr ganz öd und wüst gelegen. Doch fingen bald wieder einige an. welche in dem grausamen Untergang abwesend oder sonst durch Flucht davon gekommen waren, Häuser neben den Neckar zu bauen und weil dieses geschehen mit gnädiger Gunst, Hilf, Rat und Tat der wohl edlen aller Welt bekannten Herren v. Ehingen ist das neue angefangene Dörfle genannt worden Ehingen am Neckar.

Bald haben sich auch nach dem Untergang die übriggebliebenen Geschlechter, die in selber Gegend gewohnt, wiederum erholt und sich an diesem lustigen (!?) Ort Wohnungen und Behausungen erbauen lassen. Namentlich waren es drei Brüder, die zu bauen angefangen haben, die Ammann genannt. Von denen sagt Junker Christoph Luz von Luzenhardt vor etlich und 70 Jahren im 4. Buch Rottenburger Beschreibung am 27. Blatt wie folgt: Die Ammann haben 8 Jahr nach dem Untergang der Stadt Landsort eine Behausung erbaut, welche noch heutigen Tags in der oberen Gasse neben dem Pfarrhof gesehen (W. fügt ein: Da muß ich Dich mahnen, daß der Pfarrhof zu Rottenburg an dem Ort, wo er derzeit gesehen wird, erst 1635 von den Herren Pröchten verschafft wurde und der alte neben dem Wernauer Hof von der Universität zu Freiburg als Collatoren unlängst verkauft worden sei) und jetzt der Ehinger oder Wernauer Hof genannt wird. Von altersher aber hat der genannte Ort, wie aus alten Briefen verstanden wird, Brestnegg geheißen. Diesem Ammann gehörte zu das Dorf Winolfheim oder Windelsheim; es ist zu vermuten, die Ammann haben auch zu Wurmlingen ein Schloß erbaut, das auch Brestnegg geheißen, welches jetzt aber zerfallen und abgegangen, so daß nur noch Spuren eines gewesenen Schlosses zu sehen.

Der ander Ammann baute eine Behausung gegen das Dorf Bühl (wie obiger seine gegen das Dorf Wendelsheim), weil dieses ihm zugehörte. Das waren hernach dieBühler oder die von Bühl genannt. Die Hofstatt, wo das Schloß gestanden, wird heutigen Tags der Bühler Hof genannt und befindet sich bei dem Kiebinger Tor.

Der dritte Bruder ist der Herter genannt worden von seiner Frau her, die eine Herteren von Dußlingen war. Der hat erbaut eine Burg zwischen dem Neckar und dem Kalkweiler Tor, welches Dorf Kalkweil ihm auch zugehörte. Die wurden darnach die Herter und etliche die von Kalkweil genannt. Es befindet sich da noch ein alter Turm, am Brunnen, jetzt bewohnt von Remigius Strauß 1606.

In besagtem 4. Buch Rottenburger Beschreibung am 35. Blatt wird gemeldet, daß die Ammann von Bühl auch das Ramenhaus gebaut haben, das jetzt dem Spital zugehört (u. eine Zeitlang als Rathaus gebraucht wurde). Daselbst wird im Hof ein Stein in der Mauer gezeigt, der Ehingen von Rottenburg d. kleinen Viehzehnten halber scheidet. Ferner wird am 110. Blatt gemeldet, daß das neue Haus beim Sülcher Tor vor diesem ein Sammlung- oder Schwesterhaus gewesen und als dieses Kloster abgebrannt war, man auf selbigem Platz das neue oder Zeughaus erbaute. Dieses ist am 19. August 1644 verbrannt.

Ich las auch, daß die drei obigen Ammann Edelknecht vor dem Untergang in Landskron gewohnt haben und viel der Ehinger Häuser wieder erbaut haben. Die drei Herren Ritter erbauten das Rohrhalder und Bubenhofer Haus acht Jahr nach der Stadt Landskron Untergang, also im Jahre 1020. Merke, daß diese beiden Häuser 1644 auch abbrannten und das Bubenhofer Haus von Ferdinand von Hohenberg wieder schön ist erbaut worden, nach seinem Tod aber durch einen Vergleich an die Herren Jesuiten kam, indem genannter Ferdinand von Hohenberg diese zu Erben ernannte mit der Bedingung, wenn sein Vetter Karl von Hohenberg ohne Mannserben absterben sollte. Darum ist Karl mit den Herren Jesuiten 1660 um ein gewisses übereins gekommen, worunter dann auch war dieser schöne erst neu wieder ganz aus Stein erbaute Bubenhofer Hof, das ist der obere Teil des jetzt stehenden Kollegiums gegen den Burggraben. Er war so genannt, weil er zuvor den Edlen vom Bubenhof zuständig war. Der Rohrhalder Hof war nächst jenem. Diesen mit all Zubehör haben die Herren Jesuiten auch erst vor etlich Jahren an sich gebracht; den Rohrhalder Herren haben sie weiter oben einen anderen Platz eingeräumt; man sagt, es soll wenn Gott wieder einen erwünschten Frieden geben wird, auf selbem Platz die Jesuitenkirche erbaut werden; gegenwärtig liegt der ganze Platz noch wüst und öde von der Brunst 1644 her.

*) liber trad. v. Weitenauer.

Heimatliche Sagen.

Das versunkene Kloster.

Von Hermann Rettenmeier.

Auf luftiger Höhe zwischen Starzel und Eyach liegt an der Straße von Wachendorf gen Haigerloch ein kleiner, schilfumkränzter Teich in eines alten Eichbaums Schatten. Der Volksmund nennt das stille Wasser die Heiligengrub und weiß davon ein gar schön Märlein zu sagen.

Vor Zeiten stand an diesem Ort ein stattlich Nonnenkloster. Die Zucht und Ordnung, so man in solchen Mauern doch füglich als musterhaft vermuten sollte, war aber nicht immer die beste allda, und als eines Tages die Halbweltdamen im Nonnengewand ein recht ausgelassen Tagfest feierten, trotzdem just ein schrecklich donnerndes Gewitter am Himmel stand, da kam gar wohlverdient die Strafe über das leichtfertig Völklein: Wettersturm und Wolkenbruch, in der Gegend dort nicht eben selten, umtoßen die entweihten Hallen, und ein Flammenblitz fuhr hernieder und schmetterte den stolzen Bau und all seine Inwohner in den Grundserzboden hinein. Das Wasser vom Himmel aber rauschte über die ganze Herrlichkeit hinweg und steht von Stunden in grundloser, stilldunkler Tiefe über den versunkenen Mauern. So war der Geist beschaulich stiller Einsamkeit wieder über den Klosterbau zurückgeschwebt, jedoch auf andere Art, als sichs die Nönnlein jemals gedacht hätten. Der Wanderer aber, der des Abends einsam an dem dunklen Weiher vorüberzieht, hört bisweilen und wenn er ein Sonntagskind ist, das Aveglöcklein wehmütig aus der Tiefe heraufklingen. Und einmal im Jahre, in den warmen Tagen des Brachmonds, dürfen die schwerbestraften Büßerinnen heraufsteigen aus ihrer abgrundtiefen Dunkelheit. In trauriger Schwermut schauen sie dann tränenden Auges aus dem glatten Wasserspiegel hervor, als wollten sie der sich wendenden Sonne noch einen letzten Gruß nachsenden, und dabei ragen ihre blendend weißen Nonnenhauben über der feuchten Fläche: es sind die weithin leuchtenden Blüten der duftigen Seerose, des prächtigsten Schmuckes unserer einheimischen Weiher, mit ihrer schneeigen Weiße uns gemahnend, daß die goldene Sommersonne sich zu winterlicher Umkehr rüstet. Du aber hüte dich, wenn du dort vorbeiwanderst, die herrliche Blume zu brechen! Denn unter ihr lauert die verwünschte Nonne, die gleich der Wassernixe dich hinabziehen will in ihr feuchtes Reich zu schaurigem Tanz und todkühler Umarmung.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.

Gäuchgauer Echolle
Rottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.

№ 6 Samstag den 18. Juni 1927 3. Jahrgang

Aus der Zeit der Römerherrschaft in unserer Gegend und der alemannischen Landnahme.

Von K. Leutner-Hirschau.

1. Wie es in unserer Gegend vor Besitzergreifung durch die Römer aussah.

Unsere Gegend war um das Jahr 100 vor Christi Geburt von den keltischen Helvetier besiedelt. An der Stelle des heutigen Rottenburg war ein hervorragender Sitz der keltischen Führer für die damalige Zeit eine stadtartige Siedlung, in deren Umgebung der Ackerbau reichen Ertrag abwarf. Durch die nachdrängenden Germanen wurden die Kelten zum Verlassen ihrer Wohnsitze gezwungen. In der Gegend des heutigen Württemberg und Baden entsteht die Helvetiereinöde, namentlich seit die Markomannenscharen des Ariovist, welche nach der Niederlage im Jahre 58 v. Chr. bis etwa im Jahre 4 v. Chr. im unteren Neckar- und Mainland saßen, unter Marbod nach Böhmen abzogen. Nur ein Stamm, die Neckarschwaben behielt seinen Sitz um Heidelberg. In der Gegend von Ludwigsburg blieb ein Schwarm der Triboker zurück, dazwischen saßen Trümmer von den Zimbern und Teutonen, und in unserer Gegend Reste von zurückgebliebenen Kelten. Ueber die Bewohner unserer Gegend hat der römische Geschichtsschreiber Tacitus berichtet: „Nicht möchten unter die germanischen Stämme trotz ihres Wohnsitzes jenseits des Rheines und der Donau, diejenigen zählen, welche die Zehntäcker bebauen, gallische Abenteurer, durch Not kühn gemacht, nahmen den herrenlosen Boden in Besitz.“ In der Zeit von Kaiser Augustus bis Nero finden wir keine geschlossenen Verbände, sondern durch die vorausgegangenen Kämpfe zwischen Germanen und Kelten entstandenen unsichere Besitzverhältnisse, — die Hauptmasse der Germanen und Kelten war abgezogen — nur Trümmer der ursprünglichen Kelten und der späteren Germanenstämme. In der Oberamtsbeschreibung berichtet Prof. Dr. Mettler, es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Rottenburg (Sumelocenna) diesen wilden Gesellen seine Entstehung verdankt. Rottenburg möge sich damit trösten, daß selbst das ewige Rom von Räubern gegründet worden sei. Mit Prof. Lachenmaier-Stuttgart halten wir daran fest, daß keltische Volkssplitter zurückgeblieben waren und daß die gallischen Abenteurer von denen Tacitus berichtet, nur in ganz geringem Maße von Galliern — dem heutigen Frankreich — eingewandert, sondern daß in der Gegend verbliebene Kelten das herrenlose Land in Besitz nahmen. Von ihnen erfuhren die Römer die Flußnamen: Donau, Neckar, Erms und Murr und verschiedene Ortsnamen, so Grinario (Köngen) und Sumelocenna (Rottenburg). Darüber besteht heute kein Zweifel mehr, daß eine so große Niederlassung wie Rottenburg zur Zeit der Kelten war, von denselben diesen Namen erhielt, wenn auch die ethymologische Erklärung noch nicht sicher gefunden ist und die Römer diese Ortsbezeichnung übernommen haben. Der Name ist uns nicht aus den Schriftstellern, wohl aber aus sechs aufgefundenen Inschriften bekannt. Die keltische Periode von Sumelocenna muß auch ihre Spuren u. Kulturreste hinterlassen haben. Leider ist es bisher nicht gelungen, auf Grund der Funde, ein umfassendes Bild der keltischen Siedlungen zu geben.

2. Die Besitzergreifung unserer Gegend durch die Römer.

Während sich Cäsar mit dem linken Rheinufer begnügte, war das Ziel von Augustus die Eroberung des ganzen westlichen Deutschlands und die Schaffung einer großen Provinz Germanien. Die Grenze des römischen Reiches sollte von der Donau in der Gegend von Wien über die Sudeten an die Elbe und ihr entlang an die Nordsee geführt werden. Etwa 15 v. Chr. wurde durch Unterwerfung der Räter und Vindeliker die Provinz Rätien eingerichtet und damit die obere Donau und die Nähe von Sumelocenna erreicht. Wann wir die neue Grenzlinie: Regensburg, Ulm, Donaueschingen, Basel, Straßburg ins Auge fassen, so ist uns klar, daß das obere Neckartal auf der Ost- und Westseite völlig von römischem Gebiet umschlossen war. Hiezu kommt noch die Errichtung eines Legionslagers in Vindonisso (Windisch, beim Zusammenfluß von Aar, Reuß und Limmat) von wo aus der Neckar in kurzer Zeit erreicht werden konnte.

Im großen Krieg um die Elbgrenze, der im Jahre 12 n. Chr. seinen Anfang nahm, ist von kriegerischen Ereignissen in unserer Gegend nicht die Rede. Der Verlauf war für die Römer anfangs günstig und es bestand Hoffnung auf Errichtung der Provinz Germanien. Da gab die Hermannsschlacht im Teutoburger Wald die entscheidende Wendung. Auf Erwerbung von ganz Westdeutschland wird von Rom aus verzichtet und erst lange nachher eine Reichsgrenze gegen Germanien in dem bekannten Verteidigungswerk, dem Limes, errichtet. Ueber die Rückwirkung der Varusschlacht auf unsere Gegend wissen wir wenig. Bis zum Unglücksjahr wurde das Neckartal als erobert angesehen und behandelt. Wir hören nichts von einem freiwilligen Verzicht der Römer, aber ebensowenig von einer förmlichen Einverleibung.

Die endgültige Einverleibung ist das Werk der flavischen Kaiser: Vespasian, Titus und Domitian. (69—96 n. Chr.).

Hierauf beziehen sich die Worte des Tacitus: „Dann wurde eine Grenze gezogen und die Besatzungen weiter vorgeschoben, so daß das Land jetzt eine Ausbuchtung des Reichs und einen Provinzteil bildet.“ Es scheint, daß eine abschnittsweise Anreizung des oberen Neckartales erfolgte. Die Ausgangspunkte bilden die zwei Legionslager, im Süden Windisch, im Westen Straßburg. Von Windisch wurde Rottweil (Arae Flaviae) auf vorrömischem Weg, der

von den Römern zur Straße ausgebaut wurde, erreicht. Aus der ungewöhnlichen Größe des Rottweiler Erdkastells zu schließen, muß hier eine bedeutende Truppenmacht versammelt gewesen sein zum Schutz des neueroberten Gebiets und zu weiterem Vordringen. Von Rottweil aus wurde fast zu gleicher Zeit das Kastell Sulz angelegt. Vor dem weiteren Vordringen wurde von Straßburg um das Jahr 74 über Offenburg dem Tal der Kinzig folgend bis Alpirsbach, eine Straße gebaut. Dieselbe erreichte die Hochfläche d. Schwarzwaldvorlandes westlich von dem heutigen Dorf Waldmössingen, wo ein flavisches Kastell entdeckt wurde; von hier zog sich die Straße der wichtigen Neckarlinie zu nach Rottweil. Jetzt war es nicht mehr schwer, Sumelocenna und die Neckar-Remslinie zu erreichen.

Ein wichtiges Hilfsmittel zur Bestimmung der Zeit der Besetzung sind die Gefäßfunde. Prof. Knorr, der alte Gefäßfunde von Rottweil, Rottenburg, Cannstatt und Köngen untersucht und darüber drei große Abhandlungen mit zahlreichen Abbildungen veröffentlicht hat, kommt zu dem Schluß: daß kurze Zeit nach der Festsetzung der Römer in Rottweil, vielleicht noch unter Vespasian († 79 n. Chr.) noch Rottenburg und Donnstetten bei Urach und nur ein wenig später — auch Köngen und Cannstatt erreicht wurden. Prof. Nestle, der bekannte Münzensammler, kommt zu dem gleichen Ergebnis: „Die Münzen für sich genommen würden auf eine etwas spätere Okkupation als bei Rottweil hinweisen.“ Am Ende des ersten Jahrhunderts war Rottenburg und Umgebung in aller Form römischer Besitz und die Grenze des Römerreichs an den Neckar von Cannstatt ab vorgeschoben.

3. Sumelocenna als Mittelpunkt einer römischen Domäne.
(saltus Sumelocennensis).

Das neue Gebiet mußte organisiert werden. Zunächst war es Eigentum des Kaisers. Für gewöhnlich übergab der Herrscher das ganze Gut an einen Generalpächter. (conductor). Dieser vergab Parzellen an die Kleinpächter (coloni), die einen Teil der Früchte als Pachtzins dem Besitzer zu entrichten hatten, und außerdem hatten die Kleinpächter eine bestimmte Zahl von Tagen Fronarbeiten zu leisten. Sie sind aber freie Leute und dürfen auch Vereinigungen unter sich bilden, an deren Spitze ein magister steht. Der höchste kaiserliche Beamte ist der Procurator. Er vertritt den Kaiser in der Verwaltung und der Rechtspflege; er entscheidet bei Streitigkeiten zwischen dem Generalpächter und den Kolonen. Er ist gebunden durch das für dies Gebiet gültige Statut.

Die Einrichtung einer Dominialverwaltung ist bezeugt durch ein in Dusa in Bithynien und eine in Rottenburg selbst entdeckte Inschrift. Die letztere lautet auf deutsch: „Zu Ehren des Kaiserhauses nach Beschluß des Gemeinderats der sumelocennensischen Domäne, unter Leitung des Julius Dexter und des Gajus Turranius, der Oberbeamten.“

Der Umfang des saltus Sumelocennensis läßt sich einigermaßen bestimmen. Im Osten stieß die Domäne jedenfalls an die rätische Provinzgrenze, eine vom Westende des Bodensees in die Gegend von Lorch führende Linien. Gegen Norden reichte sie wahrscheinlich bis zur civitas Alisinensis, gegen Westen ist die civitas Aquensis mit dem Vorort Aque, — Baden-Baden — das nächste bekannte Territorium und im Süden vielleicht an die civitas Helvetiorum, wenn nicht bei Rottweil ein neuer, bis jetzt unbekannter Bezirk dazwischen liegt. Im einzelnen ist die Zugehörigkeit von Köngen, inschriftlich belegt, ebenso, die der Tempelgenossen an der Erms, möglich die der Zivilniederlassungen bei Cannstatt und Rottweil. Dazu kommen noch die zahlreichen Höfe in den angegebenen Grenzen. Der saltus läßt sich demgemäß an Umfang nicht einem jetzigen Oberamtsbezirk vergleichen und wird selbst einen Kreis übertroffen haben. Zeller rechnet zum saltus auch noch terra translimitana, d. i. ein Streifen jenseits der Reichsgrenze, vielleicht bis zum Gebiet des nachmaligen Limes.

Sumelocenna ist nicht nur Mittelpunkt und Vorort einer Einzeldomäne, sondern auch Sitz einer größeren Verwaltung, welche die agri decumates (Zehntland) überhaupt begriff.

Der römische Staat hat das Bestreben in den Provinzen überall Organe der Selbstverwaltung zu schaffen. Sogar in den Domänen sehen wir die Form der Selbstverwaltung auftreten. Der wichtige Stein aus Rottenburg lehrt uns, das der saltus einen ordo = Gemeinderat und magistri, Vorsteher hatte, was als eine Errungenschaft der fortschreitenden Romanisierung anzusehen ist.

(Schluß folgt).

Bruchstücke Terra-sigellata-Gefäße aus Altertumssammlung in Rottenburg
nach Zeichnungen von R. Knorr. ½ natürliche Größe.

Aus dem Lebenslauf einer alten Dorfschule.

Von E. Storz-Seebronn.

Die Geschichte der alten Dorfschulen ist kein Ruhmesblatt für unsere Vorfahren, und die „gute“ alte Zeit hat hinsichtlich der ländlichen Schulverhältnisse von ehedem diesen rühmenden Beinamen nicht verdient. Dem Geschlecht von heute liegt es ferne, auf das Grab der Väter einen Stein zu werfen; auch an der heutigen Schule ist nicht alles Gold, was glänzt. Aber die Dorfschule von anno dazumal war doch zu sehr ein Stiefkind im alten Land, ein Aschenputtel im Dorfe.

Es gab lange Zeit, wenigstens auf dem Lande, keinen ausgebildeten Lehrerstand, keine einheitlichen Schulpläne, keinen Schulzwang. Der Lehrer wurde um Martini herum gedungen wie der Hirte und Nachtwächter. Man sah dabei nicht so fast auf die Tauglichkeit und Geschicklichkeit, als vielmehr auf die Wohlfeilheit des Mannes. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts besaßen die wenigsten Landgemeinden des Sülchgaues ein eigenes Schulhaus. Irgend ein „Stüblein“, das eben frei war, galt als gut genug für den Unterricht. Wenn es noch im Jahre 1829 vorgekommen sein soll, daß in einem schwäbischen Landorte die Schulkinder wegen Platzmangel selbst auf den großen Kachelofen sitzen mußten, wenn hierzulande nur die Knaben im Schreiben unterrichtet wur-

den, die Mädchen nicht, „weil sie diese Kunst mißbrauchen könnten" — so wundert uns keineswegs, wenn im Jahre 1790 auch der Vogt und Heiligenpfleger dieses Ortes mit dem Fremdwort und der Rechtschreibung noch so auf dem Kriegsfuße stand, daß ihm einmal das Wortungetüm „Pappydahll" statt Kapital in die Feder floß.

Die alte Seebronner Dorfschule bildete von diesen allgemeinen ländlichen Kulturzuständen keine Ausnahme. Ihre Schulverhältnisse waren nicht besser, aber auch nicht schlimmer als anderswo.

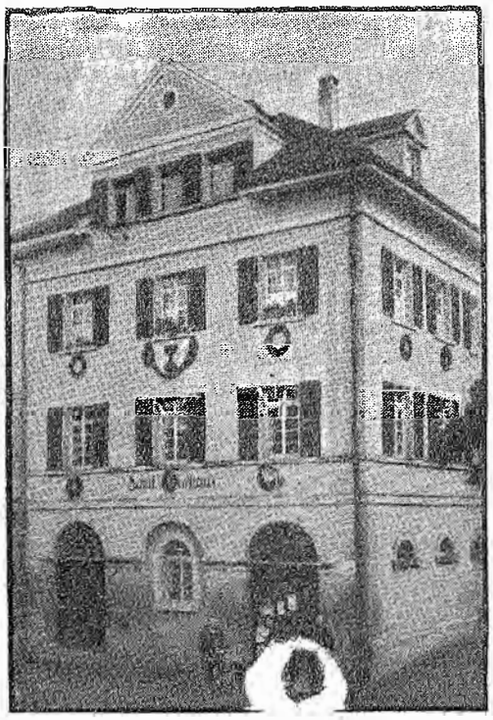
Ihre Geburtsstunde ist in graues Dunkel gehüllt. — Die ersten Schulen wurden von der „Mutter" Kirche gegründet. Schon das allgemeine Konzil von Konstantin im Jahre 680 bestimmte für die ganze Kirche: Alle Priester sollen an allen Orten, wo sie die Seelsorge ausüben, in Dörfern und Weilern, Schulen errichten, um die Kinder der ihrer Sorgfalt anvertrauten Gläubigen in den für sie notwendigen Kenntnissen zu unterrichten."

„Aber gerade über diese Pfarrschulen, die vorzugsweise auf dem Lande bestanden — denn in den Städten war auf andere Weise für den Jugendunterricht gesorgt — sind wir am wenigsten unterrichtet. In Deutschland ging die Bildung von Pfarreien ja nur langsam vor sich, und es waren lange Zeit hindurch nicht Pfarreien mit geschlossenen Ortschaften, sondern Pfarrbezirke, zusammengesetzt aus einer großen Anzahl weit entlegener Höfe und Weiler. Diese territorialen Schwierigkeiten, die teilweise kleine Seelenzahl der Filialen, die Unwegsamkeit einzelner Gegenden, das Fehlen jeglichen äußeren Schulzwanges standen den kirchlichen Verordnungen lange Zeit hindurch hindernd entgegen." Die Akten, die über eine etwa vorhandene Schule in Seebronn hätte Aufschluß geben können, sind im Laufe der Jahrhunderte zumeist verloren gegangen. Nur eine einzige Notiz in einer alten Chronik ist noch vorhanden: „Wenn man auf die Vergangenheit zurückgeht und das Zeugnis der ältesten Männer aufnimmt, so kann man zu der Ansicht kommen, daß von alters her für Seebronn eine Schule bestand."

Die Bestrebungen der Kirche fanden nach und nach auch die Unterstützung des „Vaters" Staat. Ein Beweis dafür ist die im Jahre 1586 von Erzherzog Friedrich von Oesterreich für die vorderösterreichischen und hohenbergischen Landesteile erlassene Schulordnung: „Instruktion und Ordnung, wie sich fürhin die teusche sowol auch die lateinische schuelmeister, welche die Kinder im teutschen lesen und schreiben zu unterweisen pflegen, auch schuelkinder verhalten sollen."

Diese umfangreiche Schulordnung, die durch ein besonderes „Zuchtbüchlein" ergänzt wurde, gibt uns einen interessanten Einblick in die etwa vorhandenen alten Dorfschulen des Sülchgaues. Ob die Praxis den Verordnungen in allem entsprach, ist freilich eine andere Frage. Denn trotz aller staatlichen Verordnungen war die Schule nur Sache der Gemeinde. Die Herrschaft bekümmerte sich um diese Angelegenheit in der Regel nur dann, wenn es galt, einen Streit zwischen Lehrer und Gemeinde zu schlichten.

Die älteste Nachricht über die Dorfschule von Seebronn liegt



uns aus dem Jahre 1750 vor. In dieser Zeit kam die Gemeinde mit einem Schuster, Michael Mikeler, von hier überein, daß er die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichte, wofür ihm jedes Kind 6 Kreuzer und wöchentlich 1 Scheit Holz bringen mußte. Ein hiesiger Zeitgenosse kennzeichnet diesen Mann mit folgenden Worten: „Seinem Aeußern nach ist er barsch und finster und buckelig von Gestalt. Auf der Nasenspitze trägt er ein schwammartiges Gewächs in der Größe eines kleinen Apfels. Er kann dürftig lesen und sehr schlecht schreiben." Die kleine, düstere Stube seines in der Pfarrgasse gelegenen Wohnhauses, das 1870 in Flammen aufging, wurde in den Wintermonaten in eine Schule umgewandelt. Von Weihnachten bis Lichtmeß wurde dann schulgehalten. Die Schule konnte besuchen, wer wollte und wann er wollte. Bücher konnte jedes Kind bringen, welche es eben hatte, daneben noch einen Auszug aus dem „Canisi", ein in Frage und Antworten kurz gefaßter Katechismus. Für den Schreibunterricht hatte jeder Knabe einen Kaufbrief über ein Stück Land zur Hand, die alle durchaus gleich lauteten bis auf den Namen. Die Buchstaben wurden nun überfahren und nachgemalt, bis man sie auswendig konnte. Für die Mädchen wurde das Lesen und Schreiben als unnötig fürs Leben angesehen und darum auch nicht gelehrt."

Während des Unterrichts betrieb der Lehrer sein Schusterhandwerk, und der Kniemen mag gar oft als Hilfsmittel zur Erhaltung der Disziplin gedient haben.

Daß natürlich bei einem solchen Schulbetrieb nicht viel herauskam, ist klar, und es darf nicht wundernehmen, daß selbst bescheidene Bürgersleute ihre Kinder nach Rottenburg in die Schule schickten, um sie etwas mehr lernen zu lassen."

So lagen die Schulverhältnisse in Seebronn bis zum Jahre 1774. In diesem Jahre wurde das Schulwesen durch die von der edlen Kaiserin Maria Theresia erlassene „Allgemeine Schulordnung" gründlich reformiert.

Die erste Reform galt den Lehrpersonen. „Man sah ein, daß niemals jemand imstande ist, andere mit Nutzen zu lehren, was er selbst nicht weiß." Daher wurde in dem 1773 aufgehobenen Jesuitenkloster, dem jetzigen Bischöflichen Palais in Rottenburg, eine Art Lehrerbildungsanstalt eingerichtet, in welcher die Lehrpersonen des Sülchgaues unter der eifrigen, kenntnisreichen Leitung des Priors vom Karmeliterkloster in Rottenburg, der zugleich Schuldirektor der alten Grafschaft Hohenberg war, „Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute" kennen lernten und in „die normale Unterrichtsweise" eingeführt wurden.

Seebronn beschickte diese „Lehrerbildungsanstalt" durch den Sohn des Michael Mikeler, Marquard, der sich diesem Unterrichte unterzog, nachdem ihm zuvor durch die Gemeinde das Versprechen gegeben wurde, ihn hier als Lehrer auf Lebenszeit anzustellen. Bis dahin mußte jede Lehrperson alljährlich auf Martini bei der Gemeinde um Belassung auf ihrem Posten nachsuchen.

Im Jahre 1775 wurde Marquard Mikeler wirklich als Nachfolger seines Vaters mit einem Jahresgehalt von 8 Malter Korn und 30 fl. von der Gemeinde angestellt und von der hohen Landesregierung in Freiburg als Lehrer an der hiesigen Dorfschule bestätigt.

Die eigentliche Schulreform brachte die allgemeine Schulpflicht, setzte den Massenunterricht an die Stelle des bis dahin üblichen Einzelunterrichts, faßte die Schüler zu Unterrichtsabteilungen zusammen und führte bessere Lehrmethoden ein. Ihre Anweisungen gingen bis ins einzelnste; das „Fingerstrecken" in unserer heutigen Schule ist noch ein alter Rest davon.

Alle diese Neuerungen waren getragen von dem Eifer für die Aufgabe der Schule: „Gute Christen, gute Bürger, brauchbare Leute für das praktische Leben zu erziehen." —

Die Gemeinde stand nicht zurück. Es wurde jetzt ein eigenes Lokal für die Schule gemietet. Es war freundlich und hell, aber zu klein, weshalb einige Jahre später der Rathaussaal als Schulzimmer benützt wurde. Er erwies sich aber auch sehr bald als zu eng und durch die vielen Störungen als sehr unpraktisch. Im Jahre 1800 wurde dem Mißstande abgeholfen: das Schulzim-

mer wurde erweitert und ein besonderes Ratszimmer aufgebaut.

Das harmonische Zusammenwirken von Gemeinde, Pfarrer und Lehrer bei der großen Schulreform zeigte ihre Früchte: die hiesige Dorfschule wurde allmählich zu einer Musterschule umgestaltet. Der damalige Lehrer Jakob Fischer galt als einer der besten im ganzen Bezirk und der Pfarrer Josef Anton Hagenbuch, der erste Ortsseelsorger, als einer der ausgezeichnetsten Katecheten. —

Durch den Preßburger Frieden mußte Oesterreich die Obere und Niedere Grafschaft Hohenberg an den König von Württemberg abtreten. Die alte Seebronner Dorfschule kam damit in den Machtbereich des württ. Staates.

Die württ. „Katholische Schulordnung" vom 10. September 1808 brachte wichtige Veränderungen. Die Schule wurde als Staatsangelegenheit angesehen, die staatliche Lehrerbildung eingeleitet, außer der Winterschule auch die Sommerschule eingeführt, die Schulzeit bestimmt, das schulpflichtige Alter festgesetzt und an Sonn- und Feiertagen Wiederholungsstunden für die schulentlassene Jugend, anfangs bis zum 22. Lebensjahre verlangt.

Der Eintritt in diese Volksschule erfolgte nach zurückgelegtem 6. Lebensjahre und zwar anfangs auf 3. November, von 1836 an auf 1. Mai. Begonnen wurde hier das Schuljahr mit einem feierlichen Amte, um den Segen Gottes auf die Schuljugend herabzuflehen. Die Unterrichtsgegenstände waren Religion, Lesen, Schönschreiben, Rechtschreiben, Aufsatz, Singen, Rechnen und etwas Realien.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden hier alle Schulklassen gemeinsam in der Religion unterrichtet. „Der Unterricht mit den Größeren sollte eine Vorbereitung der Kleinen sein und der Unterricht mit den Kleinen wollte den der Größeren etwas vertiefen und richtig stellen." Im Jahre 1819 erfolgte aber auch hier eine Trennung nach Schuljahren und Zeit.

Ueber den Industrieschulunterricht hatte man hier anfangs eine recht eigentümliche Auffassung. In den Berichten zur Visitation von 1819, 1824 und 1830 lesen wir: „Industrieschule ist keine hier, aber auch für den Ort keine nötig, weil sich eigentlich keine Armen hier befinden und die Kinder bei ihren Eltern hinlänglich Beschäftigung haben und zur Arbeit angehalten werden." Sie wurde erst im Jahre 1855 eingeführt. Seit 1903 wird dieser Unterricht durch eine barmherzige Schwester erteilt.

Der Turnunterricht für die Knaben wurde 1883 in den Stundenplan eingefügt; durch den neuen Lehrplan wurde er 1925 auch für die Mädchen bindend. Der Zeichenunterricht hielt 1909 für die Knaben seinen Einzug; 1910 wurde er auch auf die Mädchen ausgedehnt.

Im Jahre 1895 wurde für die Jünglinge die zweijährige Fortbildungsschule mit jährlich 80 Stunden eingeführt, für die Jungfrauen blieb die dreijährige Sonntagsschule mit je 40 Jahresstunden bestehen; seit dem Schuljahr 1924/25 wurde auch diese in eine Fortbildungsschule umgewandelt.

Im Sommer wurde die weitgehendste Rücksicht auf die Landwirtschaft treibende Bevölkerung genommen. Im Jahre 1810 wurde bestimmt, daß die Größeren der Schüler nur Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag morgens die Schule zu besuchen haben und nachmittags an diesen Tagen die Kleinen. 1811 wurde diese Vergünstigung noch dahin erweitert, daß auch an diesen Tagen nur morgens Unterricht erteilt werden könne und zwar von 7 bis 9 Uhr mit den Großen und von 9 bis 11 Uhr mit den Kleinen. Bei dieser Regelung scheint es lange geblieben zu sein. Sie wurde aber durch den Staat nach und nach abgebaut und ist heutzutage nicht mehr gültig.

Um den Schulversäumnissen zu steuern, wurden folgende Strafen festgesetzt: Bei der Schuljugend das erstemal 3 Kreuzer, das zweitemal 6 Kreuzer, das drittemal 12 Kreuzer, bei den Sonntagsschulpflichtigen das doppelte dieses Ansatzes. Auf den 4. Fall war Anzeige beim Oberamt zu machen, um eine schärfere Ahndung eintreten zu lassen.

Der Pfarrer als Ortsschulinspektor hatte darüber zu wachen, daß die Königl. Verordnungen innegehalten und befolgt wurden. Seit 1808 war ihm eine besondere Ortsschulkommission beigegeben.

Der Aufwand für die Schule lag anfangs noch ganz der Gemeinde ob. Erst nach und nach griff der Staat helfend und unterstützend ein.

Der ständige Lehrer bezog im Jahre 1853 an Gehalt:

Als Lehrer: aus der Gemeindekasse 152 fl. 26 kr., für die Sonntagsschule 12 fl.

Als Organist: aus der Stiftungspflege 10 fl., für Hochzeitsämter 1 fl. 30 kr., für Leichengottesdienste 3 fl. 20 kr.

Als Mesner: Von der Stiftungspflege für Jahrtagsstiftungen 3 fl. 31 kr., für Karwoche und Fronleichnamsoktav 1 fl. 31 kr., Dinkel: 2 Scheffel, 2 Vierling, 7 Eklein 8 fl. 28 kr., Roggen: 1 Scheffel, 5 Ecklein 6 fl. 31 kr., Gerste: ½ Scheffel 2 fl. 48 kr., Von jedem Pfarrgenossen 10 Scheffel 5 Simri 4 Ecklein Dinkel 2 fl. 34 kr., für Hochzeiten 3 fl., für Beerdigungen und Trauergottesdienste 8 fl. 20 kr., für Kindsleichen 2 fl. 8 kr.; zusammen: 258 fl. und 7 Kreuzer. Dieses kärgliche Jahreseinkommen wurde vom Staat aufgebessert auf 260 fl. und freie Wohnung.

Lt. Erlaß vom 21. November 1839 wurde hier eine erweiterte vorübergehende Provisorsstelle errichtet, die seit 1. November 1893 als ständige Unterlehrerstelle erscheint. Auf 16. April 1921 wurde eine zweite unständiger Lehrstelle errichtet, die aber dem Schulabbau 1924 wieder zum Opfer fiel und seitdem ruht.

Der nicht geringe Schulfond fiel der Inflation zum Opfer. Die Schulkasse bestreitet heute die Kosten der Lehrmittel, die Gemeindekasse die der Lernmittel für die Hand der Schüler.

Die größten schulischen Ausgaben erforderte das Schulgebäude. Die Gemeinde sah sich im Jahre 1838 zum Bau eines neuen Schulhauses gezwungen. Die Baufrage hatte einen zweijährigen Konflikt zwischen Gemeinderat und Bürgerausschuß ausgelöst, bis endlich das Projekt des Gemeinderates durchging. Die innere Einrichtung entsprach aber weder dem äußeren Glanze noch den großen Gesamtkosten von über 12000 fl. Im Jahre 1901 erfolgte ein großer Umbau. Die Lehrerwohnung wurde vom 1. in den 2. Stock verlegt, die Schulsäle übereinander eingerichtet. Am Nachmittag des 23. Juni 1921 brach im Schulhaus ein Brand aus, dem der Dachstuhl zum Opfer fiel, die notwendig gewordenen Aufbauarbeiten gaben dem Schulhaus das heutige Aussehen.

Damit schließt vorerst der Lebenslauf der alten Dorfschule. Ihre Lehrer haben sie sorgsam gepflegt und „sollen stets dankbar genannt werden." Es wirkten an ihr als ständige Lehrer: 1. Michael Mikeler v. 3. November 1750 bis 1. April 1775; 2. Marquard Mikeler vom 1. April 1775 bis 2. April 1783; 3. Jakob Fischer vom 3. Oktober 1784 bis 4. April 1830; 4. Konstantin Fischer vom 3. Dezember 1830 bis 17. August 1852; 5. Franz Bodri vom 1. April 1853 bis 31. März 1859; 6. Johann Krenzler vom 1. Oktober 1859 bis 17. Juni 1862; 7. Karl Fischer vom 1. November 1863 bis 11. März 1879; 8. Vinzenz Kohler vom 15. November 1879 bis 30. September 1900; 9. Stephan Schorpp vom 1. November 1902 bis 15. September 1913; 10. Rupert Kottmann vom 1. Dezember 1913 bis 31. Oktober 1924; 11. Eugen Storz vom 1. Januar 1925 ab.

Roßeisen an der Kirchtüre.

An der Kirchtüre des Kirchleins unterhalb Hirschau, Tübingen zu, sah man ein Hufeisen angenagelt, und die Spuren eines zweiten gleich darunter, das aber weggerissen oder abgefallen ist. Wie diese Hufeisen dahin kamen, erzählt das Volk also: Mal ritt ein gottloser Herr da vorbei und hörte die Mutter Gottes drinnen singen, wie es gar oft gehört worden ist, von Vorbeigehenden. Voll des Spottes reitet er näher bis hart vor das Pförtlein und beginnt sein Peitschen und Schlagen an die Türe unter Fluch- und Spottwörtern und will hereinreiten: da plötzlich kann er nicht mehr weiter. Auf das Gebet des herbeigeholten Priesters, in Prozession, kommt der spottende Reiter, endlich in sich gekehrt, von dem Boden ab, dankt Gott in bitterer Reue über seinen Frevel und reißt seinem Rosse zwei Hufeisen ab und befestigt sie zum ewigen Gedächtnis an die Türe.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.

№ 7 Samstag den 23. Juli 1927 3. Jahrgang

Mechthilde, „das Fräule von Oesterreich."

Von E. Storz, Seebronn.

„Haus und Herd" sind der Frauen Königreich, und „das ist die beste Frau, von der man am wenigsten spricht." Allein jede Regel hat ihre Ausnahme. Es gibt Frauen, denen die Fügung einen Herrscherstab gegeben hat, die Staaten lenkten und in deren Händen das Glück und Wohl eines Volkes lag; Frauen, „die nie ganz sterben können." Und „wenn auch ihr Leib zerstiebt, lebt doch ihr großer Name noch."

Eine „Unsterbliche unserer Heimat, eine Maria Theresia für Hohenberg ist Mechthilde, „'s Fräule von Oesterreich." Ein Maria Theresia war sie zwar nicht in Kriegen und Siegen und großen weltgeschichtlichen und politischen Staatsaktionen, dazu war ihr Land zu klein. Aber sie war es auf dem Gebiete der Verwaltung, der Volkswohlfahrt, der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft. Mechthilde war die älteste Tochter aus der zweiten Ehe des Pfalzgrafen und Kurfürsten von Bayern, Ludwig III. und seiner Gemahlin Mechthild, Tochter des Herzogs Ludwig von Savoyen und wurde am 7. März 1419 in Heidelberg geboren. „Sofort nach der Geburt versammelte ihr Vater alle Sterndeuter und Handlehrer, die an seinem Hofe hungerten und sprach zu ihnen: „Gehet hin und sehet nach, was aus meiner Tochter werden wird." Sie taten alle nach seinem Willen und kamen wieder und sprachen: „Sie werden keine Widerwärtigkeiten erschüttern, weil sie nie den Glauben an Gott verlieren wird. Sie wird edel, stark und weise sein, dazu allen Menschen gütig."

Schon im Alter von 7 Monaten wurde das Wiegenkind auf Betreiben Henriettes von Mömpelgard mit dem damals achtjährigen Grafensohn Ludwig von Württemberg verlobt. Unter der Obhut ihrer Mutter, die wegen ihrer Frömmigkeit und Wohltätigkeit gerühmt wurde, wuchs die junge Braut im Elternhaus in der Stadt Heidelberg, der „Stadt an Ehren reich", heran und verlebte im sonnigen Pfälzerlande eine schöne Jugendzeit. Ein bayerischer Ritter sagt von ihr, er würde ihren Anblick dem aller Blumenauen vorziehen, so schön sei sie gewachsen.

Am 17. Oktober 1434 fand in Stuttgart die feierliche Hochzeit mit Graf Ludwig I. von Württemberg statt. Bei der Hochzeitsfeier wurde ein Turnier gehalten, wozu 29 Grafen und 316 Freiherren und Adelige sich eingefunden hatten.

Gräfin Mechthilde hatte von ihrem Vater, dem Freunde und Gönner der Heidelberger Universität, die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten geerbt und übte trotz ihrer großen Jugend den besten Einfluß auf Ludwig, ihren Gemahl, aus, „der sein leichtsinniges Wesen ablegte, ein anderer Mann wurde und viele Beweise seiner Tüchtigkeit gab." Nach der Teilung Württembergs im Jahre 1441 regierte er mit Weisheit und Tatkraft den Uracher Teil.

Mechthilde schenkte ihrem lb. Gemahl 4 Kinder, zwei Söhne: Ludwig und Eberhard und zwei Töchter: Mechthilde und Elisabeth. Eberhard, der spätere „Graf im Bart", und „reichste Fürst", wurde am 18. Dezember 1445 getauft. Die Mutter hing mit großer Liebe an ihren Kindern. Es war ihr deshalb ein großes Herzeleid, daß Ludwig, ihr ältester Sohn, an der Epilepsie litt und an derselben 1457 schließlich starb. Interessant sind die Mittel, die der gräfliche Hof anwenden ließ, um den Prinzen von seiner fallenden Sucht zu heilen: 1) Soll der Graf sein Lebtag ein Brieflein an seinem Hals tragen, worauf geschrieben steht: O St. Valentin, du großer Vernichter des Verderbens, durch dich möge die Fallsucht vertrieben und genommen werden. 2) Soll der Graf sein Lebtag alle Jahre an St. Valentins- und St. Veits-Abend fasten bei Wasser und Brot und die beiden Tage feiern wie den hl. Christtag und auf die beiden Tage für sich Aemter singen lassen und hören, dazu Meßveranstaltungen und nicht weniger opfern als mit Pfennigen oder zu was Gott Seine Gnaden ermahnt. 3) Soll er jährlich St. Valentin und St. Apollonius ein Opfer bringen nach Rufach im Elsaß oder durch seine eigenen Boten schicken, in welchem Geld Seine Gnaden will, es sei an Silber oder Gold oder an lebendem Opfer, doch nicht unter 1 Gulden, und St. Ludwig auch einen Gulden jährlich sein Lebtag geben oder so viel Wachs und ein Huhn. 4) Wenn der Graf zu seinen Tagen kommt, so soll sich Seine Gnaden mit seinem eigenen Leib gegen Rufach dem lb. Herrn St. Valentin weisen und ihm ein Bild mitbringen, das 12 Gulden wohl wert sei. 5) Wenn es sich schickt, daß Seine Gnaden die obengenannten Tage oder Abende nicht begehen könnte, wie vorgeschrieben steht, so soll er es ein andermal tun, wie er es kann und nicht unterlassen. 6) Seine Gnaden soll auch Unserer lb. Frau bei Urach sein Lebtag ein Opfer bringen oder schicken. 7) Er soll, solange er lebt, alle Freitage Messe hören u. auf den Tag dazu Messe veranstalten und opfern mit Pfennigen. 8) Seine Gnaden soll auch sein Lebtag keinerlei Häupter essen. 9) Alle Meister und andere, die von den Sachen wissen, raten in Sonderheit, Seine Gnaden in gutem Mut und fröhlich zu halten, so gut man kann; denn das sei sehr gut, denn Zorn und Unmut errege ihn zu seinem Schaden. 10) Dem Verwalter von Asperg ist befohlen, St. Alexander alle Jahre einen Gulden zu opfern nach Marbach."

Auch Eberhard machte der Mutter viele Sorgen, der aber schließlich nach einer wild und stürmisch verlebten Jugend dank den Bemühungen Mechthilds, ein tüchtiger Regent der Schwabenlande wurde

Schon im Jahre 1450 wurde Mechthilde Witwe, da ihr Gemahl am 24. September ganz plötzlich in Urach an einer ansteckenden Krankheit starb. Mechthilde zog sich auf ihr Schloß in Böblingen zurück, wo sie 1½ Jahre ihren lb. Gemahl betrauerte. Als Berater stand der jungen Witwe Wernher von Zimmern zur Seite; die Vormundschaft über die Kinder übernahm der Bruder des Verstorbenen, Graf Ulrich von Stuttgart.

Noch war nach Graf Ludwigs Tode kein volles Jahr verflossen, so schickte Herzog Albrecht VI. von Oesterreich seine Gesandten ab, um für ihn um die Witwe anzuhalten. Die Vermittlung der Ehe übernahm Markgraf Albrecht von Brandenburg. Im August 1452 fand in Böblingen die Hochzeit statt.

Albrecht war seit dem Jahr 1444 Herr der vorderösterreichischen Länder. Während des großen Städtekrieges 1449/50 suchte er die Gelegenheit zu benützen, den Reichsstädten die alte Grafschaft Hohenberg wieder zu entreißen, die sie seit 12. August 1410 als österreichische Pfandschaft inne hatten. Als diese die Lösung des Pfandes verweigerten, kam es zu kriegerischen Handlungen, bis im Juni 1450 in Bamberg ein Vergleich zwischen Albrecht und den Reichsstädten zustande kam, an den sich allerdings noch langwierige Verhandlungen anschlossen. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, ein Bruder Mechthilds, wurde als Schiedsrichter bestimmt. Auf einem Tage zu Heidelberg am 25. August 1451 wurden von beiden Parteien ganz entgegengesetzte Forderungen aufgestellt. Bei der Unmöglichkeit, eine von beiden Seiten anerkannte Abrechnung aufzustellen, schritt Albrecht schließlich zu einem Gewaltstreich und nahm den Reichsstädten im Frühjahr 1454 den Pfandbesitz mit List weg. Nachträglich verstand er sich dann zu einem Vergleich, den Pfalzgraf Friedrich am 7. August 1454 zu Göppingen zustande brachte. Die Reichsstädte erhielten 100 000 fl. Entschädigung, welche Herzog Sigmund von Tirol seinem Vetter Albrecht vorschoß. Sein Bruder, der König, erkannte ihn bei der Bestätigung der Rechte und Freiheiten, der Herrschaft schon am 15. November 1452 als den rechtmäßigen Herrn von Hohenberg an. Die Ehe Albrechts und Mechthildes war eine Vernunftehe. Mechthilde wollte sich am Hause Oesterreich eine Stütze, namentlich gegen ihren Schwager, den Grafen Ulrich von Württemberg-Stuttgart verschaffen; dem verschwenderischen Habsburger war es vor allem um die reichen Geldmittel der Pfalzgräfin zu tun.

Nach dem am 3. November 1451 zu Böblingen ausgefertigten Ehevertrag brachte Mechthilde ihrem neuen Gemahl 73 000 fl. zu; „doch behielt sie sich die Verwendung von 30 000 fl. vor und bedang sich eine Morgengabe aus und das Recht, über 400 fl. des gemeinschaftlichen Heiratsgutes testamentarisch zu verfügen; endlich sagte sie sich von der Gemeinschaft der Schulden Albrechts los. Die als Heiratsgut mitgebrachten 43 000 fl. sollte Albrecht widerlegen mit ebensoviel und die Einkünfte des Ganzen auf die Grafschaft Hohenberg anweisen, so daß von je 15 fl. jährlich einer als Zins einkomme.“ Mechthilde besaß damit bedeutenden Landbesitz und zuletzt das ganze hohenbergische Herrschaftsgebiet. Albrecht wies ihr zu Rottenburg am 28. Dezember 1455 diese Herrschaftsgebiete an und ließ diese Verweisung von Kaiser Friedrich III. am 20. Dezember 1456, sowie von seinem Vetter Sigmund zu Innsbruck am 29. Dezember 1458 bestätigen.

Diese reine Geldheirat hatte aber eine ganz unglückliche Ehe zur Folge. Die beiden fürstlichen Gatten wußten keinen harmonischen Einklang zwischen ihren Neigungen und Gesinnungen zu finden. Mechthilde war allen edlen Künsten und Wissenschaften hold; Albrecht war das Gegenteil. Von einer Liebe zu Mechthilde mag er wohl wenig empfunden haben. Die kinderlose Ehe ging gar bald in Brüche und die Gatten trennten sich. Albrecht, am 6. Januar 1453 von seinem kaiserlichen Bruder zum Erzherzog erhoben, hielt sich meistens in Innsbruck oder Wien auf und verzichtete 1458 gegen Teile des Herzogtums Oesterreich für Lebenszeit auf die Herrschaft Hohenberg zugunsten seines Vetters Sigmund. Mechthilde behielt aber doch ihren Pfandbesitz und Sigmund erkannte am 6. April 1461 die Verweisung vom 29. Dezember 1455 von neuem an. Albrecht starb am 2. Dezember 1463 eines plötzlichen Todes in Wien, erst 45 Jahre alt. Mechthilde veranstaltete für ihn eine glänzende Totenfeier in Rottenburg, bei welcher 19 Prälaten und Pröpste und 700 Priester mitgewirkt haben sollen.

Mechthilde hielt von 1454—1482 in Rottenburg „köstlichen, fürstlichen, ja wohl königlichen Hof.“ Ihre Zeit bildet einen zweiten Glanzpunkt in der Geschichte Hohenbergs. Die alte Grafschaft war noch ein letztesmal eine selbständige Herrschaft und Rottenburg eine fürstliche Residenz.

Aus dem Jahre 1480 ist uns noch eine Aufstellung über die Besoldungen erhalten, die Mechthilde ihrem Hofgesinde und ihren Amtleuten zahlte, beginnend mit dm Landvogt Hermann von Sachsenheim, „der 100 fl. erhält bis zu dem Organisten, dem die gnädige Frau jährlich 1 fl. für Schuh, 1 fl. für Zwacken und Scheergeld, 2 Wämser, 2 Paar Hosen und 1 Hofkleid gibt und bis zu den Küchenjungen, die Kleider und 1 fl. für Schuhe bekommen.“

Mechthilde war eine geborene Regentin. Stets hatte sie sich gegen die Ansprüche der österreichischen Agnaten zu wehren; aber sie machte ihre Rechte nach außen hin so tatkräftig geltend und nahm so klug ihren Vorteil wahr, daß selbst die Kaiserin Elenora am 23. August 1466 die Kurfürsten und Fürsten aufforderte, „die Erzherzogin Mechthilde gegen jeden, der Gewalt oder Unrecht an ihr üben wolle, zu schützen.“

Daß eine solche Fürstin auch in der Verwaltung ihres Landes Herrscherfähigkeiten bewies, läßt sich von selbst annehmen. Ueber das rechtliche Verhältnis zu ihren Untergebenen gibt ein wohl mehr oder weniger auch für andere Orte gültiges Weistum von Haigerloch Auskunft. „Die Herrschaft hatte demnach den Schultheißen einzusetzen, die Bürger den Büttel zu wählen; doch mußte der Schultheiß schwören, die Rechte der Stadt zu wahren, der Büttel, der Herrschaft treu zu sein. Tagdienste zu leisten sind die von Haigerloch nicht schuldig, außer einer Holzfuhre zu Weihnachten. Sie haben Freizügigkeit und Aufnahmerecht.“ Wegen der vielen zerstörenden Brände erließ sie eine eigene Feuerordnung. Interessant ist auch ihre Rechtssatzung, die von 1471 an dem Stadtrecht in Schömberg angehört: „Derjenige, welcher das andere anspricht um die Ehe und sein Wort nicht hält, verfällt der Herrschaft mit 10 Pfund.“

Ueber ihre Rechte wachte sie eifersüchtig. Im Streit um den Hohenberger Forst im Jahre 1485 wird ihr die allzu strenge Durchführung des Forstbannes vorgeworfen. „In verschiedenen Wäldern hatten die adeligen Angrenzer gejagt und gehetzt, desgleichen die armen Leute Hasen gefangen und Vögel geschossen, bis die Frau von Oesterreich ins Land kam; die hatte solches verboten.“

In ihrem ganzen Gebiete besaß sie die Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit. Das Gericht wurde durch die Schultheißen besetzt, und die Bußen davon bildeten ihr hauptsächliches Einkommen. Mechthilde übte die Rechtspflege strenge aus, suchte aber auch in echt weiblicher Milde sehr oft eingerissene Streitigkeiten zu schlichten. „So versöhnte sie Eberhard mit Ludwig von Emershofen 1466, mit Wernher von Zimmern 1477 und in einer besonders schwierigen Angelegenheit mit Hans Truchseß von Hefingen am 10. Oktober 1468. Sie verglich ferner Eberhard und seinen Oheim Ulrich am 9. Juli 1461 und nochmals am 10. November 1475 wegen einer Reihe von Streitpunkten und schloß mit beiden am 27. August 1476 einen Vertrag wegen der Flößerei auf dem Neckar. Für Ulrich war sie namentlich 1455 tätig gewesen, indem sie seine Streitigkeiten mit Walther von Urbach beizulegen suchte u. sich an der Beilegung des Zwistes zwischen Ulrich und Karl von Baden über des letzteren Schutzbündnis mit Eßlingen beteiligte.“

Am Sitze einer Universität hatte die Pfalzgräfin ihre Jugend verlebt. Ihr Vater, welcher am 30. Dezember 1436 starb, hat sich namentlich durch die Begünstigung der hohen Schule Heidelberg und durch die Stiftung einer Bibliothek, aus welcher nachher die berühmte Palatina erwuchs, bleibende Verdienste erworben. Albrecht, ihr zweiter Gemahl, stiftete in den fünfziger Jahren des 15. Jahrhunderts die Universität Freiburg. Wenn auch in den Urkunden, die sich auf die Errichtung dieser Universität beziehen und welche vom 20. April 1455, der päpstlichen Vollmacht bis zur wirklichen Eröffnung am 26. April 1460 laufen, der Name Mechthildes nicht erscheint, so darf doch angenommen werden, daß die eigentliche Stiftsurkunde vom 21. September 1457 nicht ohne Mitwirkung Mechthildes ausgefertigt wurde, umso mehr, als die Pfarrkirche ihrer Stadt Rottenburg einen Teil der Ausstattung der neuen Universität bildete.

Als Mechthilds Sohn, Graf Eberhard, als der erste Graf im hl. römischen Reiche es unternahm, in seinem Lande den aufblühenden Wissenschaften eine weitere Heimstätte zu geben, da war es seine Mutter, die ihn mit Rat und Tat unterstützte. Schon der Einfluß seiner hochgebildeten Mutter hat bei ihm den Plan reifen lassen, „in der schönsten und bedeutendsten Stadt seiner Landeshälfte, in Tübingen, eine Universität zu gründen“ in der stillen Hoffnung, durch diese hohe Schule das geteilte Land wieder zusammenzuführen.

Mit der Stiftung der Universität Tübingen im Jahre 1477 hat Eberhard nicht bloß sich selbst, sondern auch seiner Mutter ein dauerndes Denkmal gestiftet. Sowohl in der Urkunde des Papstes Sixtus IV. vom 13. November 1476, welche die Stiftung der Universität und die Verlegung einiger geistlichen Pfründen nach Tübingen gestattet, als auch in der Stiftungsurkunde Eberhards vom 3. Juli 1477 wird die Erzherzogin neben ihm genannt. Auch diesmal waren es geistliche Stellen, in dem ihr als Widdum angewiesenen Gebiete, welche zum Unterhalt der Universität beitragen sollten: das Stift zu Sindelfingen. Der bisherige Probst ward der erste Kanzler der Universität und ein Teil der Chorherren begleiteten ihn. Dafür wurden regulierte Augustiner Chorherren nach Sindelfingen verlegt und zur Entschädigung für die entzogenen Einkünfte mit Befreiung von Abgaben bedacht.

Unter den Fürsten ihrer Zeit leuchtete Mechthilde als eine „Liebhaberin aller Künste" hervor. Für die bildenden Künste genügt es, zwei Denkmäler, die sie in Rottenburg stiftete, hervorzuheben. Das eine ist der schöne Röhrenbrunnen vor der Domkirche, 1470 gebaut, „ein Originalbauwerk, das sich an die prachtvollsten des Mittelalters reihen darf." „Durch schlanke Streben und Fialen und Baldachine mit lebensvollem Rankenwerk reich gegliedert, steigt der Brunnen aus dreiseitigem Grundriß auf, dem das Sechseck des Mittelbaues sich einfügt, um in zierlicher, dreiseitiger Spitze mit schöner Kreuzblume zu schließen; am Fuße fast lebensgroße bemalte Standbilder, wohl die des Kaisers Friedrich III., des Schwagers der Mechthilde, in reichem, blauen, goldverzierten Mantel; des Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein, Mechthilds Vater, mit Wappenschild und Fahne und Erzherzogs Albrecht des „Verschwenders", Gemahls der Mechthilde, in einfacher Ritterrüstung mit Lanze; darüber die Mutter Gottes als Himmelskönigin, St. Martin mit dem Bettler und St. Georg; oben Christus als Ecce homo, Maria als mater dolorosa und Johannes." Der Brunnen wurde 1847—48 unter Leitung des Architekten Georg Eberlein um 2500 fl., und 1890 um 1142 ℳ ausgebessert.

„In der Stadt auch gefunden würt
Der schönst ußgehauene Brunn.
Im keiner würts bald gleichen thun
Auff zehen Meil Ja umb und umb.
Gerechnet in dem Zürkhel Rumb,
Darbei Sankt Martins Kürchen staht;
Dran es einen großen Christophel hat;
Ein Turm so ganz und gar durchbrochen,
Mit schöner Arbeit gehauet und gestochen;
Ein groß Rathauß von Holz gebawen,
Von Vilen für ein Wunder geschawen."

(Lutz von Lützelhardt).

Dieses „Rathaus auf dem Markte zu Rottenburg", 1474 begonnen und innerhalb zweier Jahren ausgebaut, hieß „das große hölzerne Haus" und galt als ein Wunder der Baukunst. In seiner ursprünglichen Gestalt, mit dem hohen Rathaus und den bemalten Steinhäusern, die der zahlreiche Adel der Umgegend hier und in den anstoßenden Straßen sich erbaute, muß der jetzt noch einzig schöne Marktplatz, auf dem Albrecht mit seinem Hofe „Rennen, Stechen und Tanzen" abhielt, einen prächtigen Anblick geboten haben.

Das andere Kunstwerk ist nicht mehr. Die alte Chronik meldet davon: „Im Jahre 1474 wurde dem Albrecht Rebmann von Nürnberg, Burger zu Rottenburg u. M. Hans Schielin, Burger zu Ulm, einem Schwager des Vorigen, die Altartafel im Chor der Marktkirche um 425 fl. zu malen und zu fassen verdinget. Die Hälfte bezahlte die Frau Erzherzogin Mechthilde von Oesterreich, die milde Stifterin; die andere bezahlt die Fabrik."

Durch Mechthilde wurde die Stadt Rottenburg eine zeitlang geradezu die literarische Hauptstadt Südwestdeutschlands. Noch lebten damals, inmitten der Rohheit und der Habgier, der Rauf- und Raublust, die einstigen Ideale des Rittertums in einigen Gemütern, wenn diese auch meistens der älteren, absterbenden Generation angehörten. In Mechthilde, der kunstsinnigen und glänzenden Fürstin, erkannten sie eine würdige Vertreterin ihrer Bestrebungen und machten sie zum Mittelpunkte der Ritterdichtung in jener Zeit. Nirgends kommt der doppelte Charakter jener Jahre, in der das Alte abstarb und ein gänzlich neues sich vorbereitete, deutlicher zum Ausdruck als in der Person Mechthildes.

Von dem geselligen Wesen der Fürstin erzählt die Rottenburger Trunk- und Zechstube der dortigen Herrenzunft. „Die Edelleute, Herren und gemeine Bürger haben ihre besondere Stuben, Herrenstuben genannt, allwo sie Sommers und Winters ihre Zechen halten. Darauf wird mit guter Ordnung eine ehrliche Gesellschaft erhalten. Wenig Laster werden hier verübt, es seien denn etliche dem Bachus und der Frau Venus zu sehr ergeben." Mechthilde verstand das Festen und hat „zu Rottenburg große Höfe, auch köstliche Fastnachten gehalten."

Ueber die Beziehungen der Fürin zur Kirche meldet Joh. Trithenius, der damalige Abt von Hirsau: „Mechthilde war gegen Gott eine fromme, gegen die Armen eine sehr milde Frau."

In ihrer Residenz war namentlich das Stift zu St. Moriz in Ehingen der Gegenstand ihrer Fürsorge. Bereits am 11. August 1455 verliehen Albrecht und Mechthilde zu Villingen dem Stifte die Pfarrkirche zu Spaichingen zur Besetzung und zur Nutzung der über den Bedarf des Pfarrers hinausgehenden Einkünfte und verleibten auch die Wallfahrtskirche auf dem Dreifaltigkeitsberg dem Chorherrenstift ein; im Jahre 1461 errichtete sie „die Dreifaltigkeitsbruderschaft auf dem Berge" und ließ sich als erste in dieselbe aufnehmen. Im Jahre 1477 stiftete sie die Stadtpfarrei St. Martin zu Rottenburg. Neben dem Kloster Hirsau war es vor allem die Karthause zu Güterstein bei Urach, der sie ihre Wohltaten zukommen ließ. Sie vermachte dahin am 28. Sept. 1458 die zweitausend Gulden, mit welchen sie das Schloß Hohenberg aus der Verpfändung gelöst hatte und bestimmte am 10. November 1470, daß von den Zinsen dieses Geschenkes alljährlich jeder Mönch eine neue Kleidung, Hosen, langen Rock und Schlepper oder einen Pelz, sowie zwei Fischessen erhalten solle. Die abgetragenen Kleider sollen armen Leuten um Gottes Willen gegeben werden. Auch an den Reformationsversuchen in den schwäbischen Nonnenklöstern, die von ihrem Sohne Eberhard ausgingen, nahm sie regen Anteil.

Nach Schmid verdankt ihr die Stadt Rottenburg „die Schenkung ihres 6000 Morgen großen Waldes". Dem Rottenburger Spital bestätigte Mechthilde 1481 die Schenkung eines Teils des kleinen Zehnten zu Kiebingen, eines Fischwassers und anderer Lehensgüter seitens der Adelheid Stöbin Witwe des Stephan Ungelter.

Die wiederholten, auch im Testament niedergelegten Versuche Mechthildes, den Pfandbesitz der Herrschaft Hohenberg an das Kloster Güterstein bezw. ihren Sohn Eberhard zu bringen, brachte die Fürstin in Konflikt mit Erzherzog Sigismund. Nach langen Verhandlungen kam es schließlich so weit, daß sie diesen Pfandbesitz zwar behalten dürfte, aber die hohenbergischen Untertanen mußten Sigismund huldigen, der auch gleich nach ihrem Tode die Pfandschaft einlöste. Aus der Tatsache, daß Mechthilde wiederholt das Wildbad zum Kurgebrauch besuchte, wurde geschlossen, daß sie gichtleidend war. Diesem Uebel ist sie auch am 22. August 1482, erst 63jährig, zu Heidelberg bei ihren Verwandten erlegen. Nach ihrem Willen ward Mechthilde neben ihrem ersten Gemahl, Graf Ludwig, in der Karthause zu Güterstein bei Urach beigesetzt. Im Jahre 1555, da Güterstein zerfallen war u. zum Teil abgebrochen wurde, ließ Herzog Christoph mit den übrigen fürstlichen Leichnamen auch den der Erzherzogin Mechthilde in der Gruft der Tübinger Stiftskirche beisetzen. Der Doppelgrabstein dort, der Ludwigs und Mechthildens Gedächtnis geweiht ist, zählt zu den besten Arbeiten seiner Zeit und ist voll Adel, Schönheit und Leben. Mechthilde mit sanftem Antlitz umhüllt in herrlich reichen Falten ein Mantel, den sie mit der einen Hand aufnimmt, während die andere Hand auf der Brust liegt

Mechthilde gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten ihres Jahrhunderts. „In einer Zeit, in welcher sich die Durchschnittsbildung fürstlicher Damen auf Lesen und Schreiben und weibliche Handarbeiten beschränkte, hat Mechthilde, die Mutter des ersten Herzogs von Württemberg, sich eine Bildung angeeignet, wie sie auch heutzutage noch nach über 4 Jahrhunderten bei fürstlichen Damen selten ist. Sie beschränkte sich nicht darauf, die neuesten Gedichte und prosaischen Produkte durch Lesen kennen zu lernen, nein, sie regte Dichter und Schriftsteller zu neuen Produktionen an und unterstützte sie in echt fürstlicher Freigebigkeit. Sie verfügte über tüchtige, wissenschaftliche Kenntnisse, war, was damals bei Damen eine Seltenheit war, des Lateinischen mächtig und verstand

sogar die Feinheiten dieser klassischen Sprache. In ihrer zweiten Ehe wenig glücklich, suchte und fand sie Trost im Verkehr mit geistreichen Männern, Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten. Neben den schönen Künsten und Wissenschaften hatte sie Freude an den ritterlichen Vergnügungen jener Zeit, am Turnier, am Lanzenstechen und Schwerterkampf. Selbst den Freuden der Jagd war sie nicht abgeneigt. Stolz zu Roß, den Jagdfalken auf der schönen Hand, ging sie im Schönbuch auf die Reiherbeize. Laut ertönte das Hifthorn bei den Jagden, welche die edle Dame im wildreichen Rammert veranstaltete. Sie war frei von einem törichten Hochmut und nahm teil an den Festen der Bürger auf der Trinkstube in Rottenburg. Trotz ihrer Freude an männlichen Vergnügen bewahrte sie sich ihren frommen, kirchlichen Sinn, der, wie die Freude an Kunst und Wissenschaften, von jeher ein Erbteil des angestammten Hauses Wittelsbach gewesen ist. Stets hatte sie für die Kirche eine offene Hand. Klöster und Weltgeistlichkeit priesen sie als ihre Wohltäterin. Dabei hielt sie strenge auf gute Kirchenzucht in ihren Herrschaften. Die kirchliche Kunst fand in ihr eine opferwillige Gönnerin. Musterhaft verwaltete sie ihr Land. Ordnung und Gerechtigkeit, sowie ordentliche Finanzwirtschaft, damals bei den Fürsten in Deutschland eine Seltenheit, herrschte in demselben."

Ihr Andenken bleibe in Ehren und als „das Fräule von Oesterreich" soll sie im Sülchgau weiter leben!

Der Eselsturm.

Irgendwo im schönen Neckartal ragt in einem gar hübsch gelegenen Dörf in ein hoher Rundturm, und an seinen altersgrauen Mauern mit ihren kleinen, rundbogigen Gucklöchern — sind eher todesfinstere Schießscharten als finsternistötende Fenster — ersieht man, daß er an die tausend Jährlein auf dem Buckel hat. Sein ehedem sicherlich schön rotes Käpplein ist mit den Dachziegeln verschwunden und hat der entgegengesetzten Färbung, einem leuchtenden Wiesengrün, so freilich nur in der guten Jahreszeit zu schauen, Platz gemacht; denn oben auf der dicken Mauer ist im Wandel der Jahrhunderte ein üppig wuchernd Gräslein gewachsen, und es wäre recht schad gewesen, hätte man den „hängenden Garten", ein Mirakel, wie man es nur aus dem fabelhaften Urbabel kennt, nicht genutzet. Ja, das schöne, lange Gras, das da hoch oben auf des Turmes morscher Zinne alljährlich in immer dichterer Fülle gedieh, so daß es den Mähdern an den mageren Berghängen in der Nähe Hohn zu sprechen schien, das dauerte die Bauern, wenn es jahraus, jahrein verloren sein sollte, und so hielten sie einstmals guten Rat, wie man etwa des Ertrags der fetten Turmwiese habhaft werden könnte. Die einen meinten, man solle das Gras einfach abmähen. Aber da war keiner, der so schwindelfrei gewesen wäre, daß er sich diesem Unterfangen hätte unterziehen mögen. So schlugen andere vor, wenn Schützen unter ihnen wären, dann sei es wohl das Beste, man würde es herabschießen. Gewichtig ward dieser Gedanke erwogen, aber mit Pfeilen das dichte Gras abzuschießen, wäre doch ein recht mühsam Stücklein Arbeit gewesen, und selbst wenn es damals schon das Maschinengewehr gegeben hätte, so hätten die Bauern, die in jener Zeit um den alten Turm herum ansässig waren, das Pulver dazu wenigstens in diesem Jahr sicher nicht mehr erfunden. Da aber trat der Burgermeister vor und riet, man solle das Vieh auf der Mauer weiden lassen, so sei die schwierige Frage gelöst. Wie eine mächtig dröhnende Heerespauke erscholl da der Beifall versammelter Bauernschaft. Weil aber jeder seine Kuh oder seinen Ochsen in der luftigen Höhe weiden lassen wollte, wäre wohl bald großer Streit um den Vorzug entstanden. Jedoch abermals hub der Burgermeister an, ein wuchtig Wörtlein gelassen zu reden, daß man vielleicht abwechseln könnte, so daß jeder mit seinem Vieh der Reihe nach dran käme zum Weiden, und zuvörderst solle man einmal mit dem Vieh, das der Gemeinde gehört, anfangen. Das Gemeindevieh in dem Dorf war aber damals just nicht mehr und nicht weniger denn ein klapperdürrer Esel, der ein gutgeraten Gräslein gar wohl für seines Leibes Bedürfnis brauchen konnte. Wie aber den hinaufbringen? Für gute Worte schien er trotz seiner langen Ohren zu schwerhörig zu sein, als daß man ihn damit hätte veranlassen können, das schlanke und schwanke Leiterlein bis oben hinaufzusteigen. Und als die Bauern mit allerlei lebhaften Gestikulierungen den Blick ihres Esels auf den in der Höhe winkenden Leckerbissen lenken wollten, da schüttelte er sein ehrwürdig Haupt, daß es klang, als rühren hundert Hexen in einem zersprungenen Rübenhafen herum. Nun, wer nicht hören und sehen will, dachten die Bauern, der muß eben fühlen. Und so probierten sie's damit, an dem deutlich sichtbaren Rippendutzend ihres Gemeindeschimmels auf beiden Seiten mit Fäusten und Prügeln vorwärts und rückwärts auf zwölfe zu zählen. Aber auch das half weiter nichts, sondern hatte nur den Erfolg, daß das also geplagte Tier störrisch wurde und, Ohren und Vorder- und Hinterbeine in schiefem Winkel nach rückwärts neigend, sich stäuberte und nicht mehr hintersche und nicht mehr värsche ging. Und wiederum wars der Burgermeister, der in dieser verzweifelten Lage den einzig noch möglichen Ausweg fand. Wie nämlich der des Esels glatt an den Hinterkopf angelegte Ohren bemerkte, da dämmerte es ihm, daß man in dieser Ohrenstellung ja ganz reibungslos dem halsstörrigen Gemeindevieh eine Schlinge über den Kopf ziehen konnte, und so ward dem auf des Burgermeisters hochweisesten Rat dem Bruder Grauschimmel ein starkes Seil um den Hals gelegt und am anderen Ende mit viel Kunst und Kraft über die Turmgesimse geworfen, und schon riefen sie auf der anderen Seite „o ruck! o ruck!" und ächzten und zogen, was das Zeug hielt. Da vergaß jeder, sich seines Kropfes zu schämen, und alle reckten die Hälse und rissen die Mäuler auf, gespannt auf die Dinge, die da oben vor sich gehen sollten. Aber auch der baumelnde Esel reckte den Hals, allerdings weniger freiwillig als seine Begaffer, und während unten deren freudige Begeisterung wie eine riesige Flamme gen Himmel loderte, erlosch von dem immer mehr sich zuschlingenden Strick das Lebenslichtlein des Esels, gleich dem brennenden Schwefelhölzlein, das man über ein Feuer hält, weil ihm „der Luft" ausging. Die unten stehenden Bauern merkten jedoch von diesen Lebensvorgängen da oben nichts; vielmehr meinte einer von ihnen — es war der längste und der mußte es doch wissen, da er ja mit den sieben Löchern seines Grints den Begebnissen in der Höhe am nächsten war —, daß der Esel die dicken Grashalme jetzt endlich entdeckt habe, und wie er vollends merkte, daß der Esel die Zunge weit aus dem Maule reckte, da schrie er, was er konnte: „Lueget auch! jetzt hat ers geschmeckt! Er bleckt schon die Zung darnach! Ziehet noch einmal fest! Er ist nur zu tappig, daß er sich selber voll ganz hinaufhelfen kann!" Da riefen die auf der anderen Seite wieder „o ruck!" und zogen aus Leibeskräften; aber den Esel konnten sie nicht um die wagerechte Ecke da oben hinumbringen. So ließen sie ihn endlich wieder herab, denn ihre Kräfte waren allmählich erschöpft, und jetzo wurden sie erst gewahr, daß der Esel noch mehr erschöpft war wie sie von dieser sonderbaren Erhöhung und kein Schnauferlein mehr tat. So hatten sie ihren Gemeindeesel, dem sie ein besseres Leben verschaffen wollten, auf andere Art, als sie es sich gedacht hatten, in ein besseres Leben geschafft, und damit war allen die Lust vergangen, ihr Vieh an dem erhabenen Gräslein zu mästen. Wer aber den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen: Nur zu bald nach der seltsamen Eselsaffäre ward den Bauern ein nicht eben schmeichelhafter und auf jenes Begebnis anspielender Uebername zuteil, u. noch Jahrhunderte nach jenem Geschehnis sei er im Schwang gewesen. Und wer heute durch das Dorf wandert, für den ists ratsam, daß er vorher seinen Anzug nachprüft, ob nicht etwa ein Zipfel seines Schnupftuchs am Kittelsack herausblitzt; denn gar leicht könnte das irgendwie mißverstanden werden.

H. R.

Wegen Platzmangel mußte die Fortsetzung von: „Aus der Zeit der Römerherrschaft in unserer Gegend und der alemannischen Landnahme" zurückgestellt werden.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.

№ 8 Samstag den 20. August 1927 3. Jahrgang

Aus der Zeit der Römerherrschaft in unserer Gegend und der alemannischen Landnahme.

Von K. Leutner-Hirschau.

4. Die autonome summelocennensische Gemeinde. Civitas Sumelocennensis.

Civitas ist nach römischem Recht ein bürgerliches Gemeinwesen mit relativ-freier Selbstverwaltung, sei es eine Stadt wie in Italien oder ein Stamm wie im benachbarten Gallien oder ein Gau ohne nationalen Verband wie in dem rechtsrheinischen Germanien. Diese civitas nach gallischer u. rechtsrheinischer Art hatten nur stadtartige Hauptorte, die als vicus (Dorf) galten und auch so hießen. An der Spitze der civitas standen, die einen ordo (Rat) bildenden decenores, die wir in den Stamm- und Gaubezirken als Bezirksräte bezeichnen können; an der Spitze der vici standen magister, die gerade in Rottenburg vorkommen. Das Finanzwesen wurde von quaestores besorgt.

In Gallien wurde mit möglichster Rücksichtnahme auf die bestehenden Verhältnisse der ganze Stamm zum Träger der Selbstverwaltung gemacht, der damit tatsächlich bestehen blieb. In Sumelocenna waren die Verhältnisse so weit fortgeschritten, daß an Stelle eines Stammes der Gau selbständig wurde oder mit anderen Worten die Dominalverwaltung (saltus) wurde abgelöst durch die civitas (Selbstverwaltung) etwa um das Jahr 200 n. Chr. Zeugnisse dafür finden wir in mehreren Inschriften aus Köngen, Rottenburg, Mainz. Der bedeutendste Wohnplatz — Sumelocenna — gibt dem ganzen Gau den Namen. Das Gebiet blieb dasselbe wie beim saltus. Sumelocenna war ein vicus ein Dorf, denn eine Gaugemeinde ist ihrem Wesen nach stadtlos. Jaumanns colonia Sumelocenna ist ein frommer Wunsch geblieben, die beliebte Bezeichnung Rottenburgs als Hauptstadt des Zehntlandes rechtlich nicht zutreffend. Allein hier deckt sich die rechtliche Stllung nicht mit der tatsächlichen Bedeutung.

Sumelocenna war schon bei der Eroberung des Landes der bedeutendste Platz, so daß es zum Sitz der Procuratur auserlesen wurde. In der langen Friedenszeit des zweiten Jahrhunderts wuchs es vollends zu einer volkreichen und blühenden Stadt heran. Nicht bloß hält kein anderes Dorf der eigenen civitas den Vergleich mit ihm aus, es kommt ihm auch im ganzen rechtsrheinischen Gebiet, das blühende stadtähnliche Siedlungen wie Baden und Ladenburg (Lopodunum) aufweist, keine gleich. Die neueste Sammlung der römischen Bildwerke und Inschriften von Württemberg enthält 44 Nummern von Sumelocenna u. die der antiken Münzen etwa 900 (heute sind es etwa 960 Stück) Stück. Auf allen Seiten erstreckte sich die alte Stadt über die Grenzen der heutigen hinaus. Heiligtümer und Tempel, ein theaterähnliches Bauwesen, andere Monumentalbauten, von denen stattliche Baugliederer erhalten oder bezeugt sind, eine große, mehrere kleine Wasserleitungen, eine Fabrik, komfortabel eingerichtete Häuser und Villen u. a. sind Zeugen regen Lebens und materiellen Aufschwungs. Dabei kennen wir das Zentrum der Stadt, das unter der heutigen liegt, noch kaum. Mit Recht sagt Mommsen, daß Sumelocenna in römisch-städtischer Entwicklung den Vergleich mit keiner Stadt der Belgica zu scheuen hatte. Eine Bestätigung ihres städtischen Charakters sind die drei alten Rottenburger, die, obwohl ihre Heimat nur vicus, ihre Gemeinde Gaugemeinde war, in Legionen eingestellt wurden, in denen grundsätzlich nur Städter dienten." (Prof. Mettler J. B. R. L 307/08). Der Vollständigkeit halber führen wir noch das Zeugnis an von Fabricius „Sumelocenna war am Ende des zweiten u. dritten Jahrhunderts der bedeutendste Ort nicht allein des Neckargebietes, sondern vielleicht der rechtsrheinischen Provinz überhaupt. Die römische Stadt erstreckte sich auf beiden Seiten des Flusses weit über die heutige hinaus. Fortwährend werden in und bei Rottenburg die Werkstücke monumentaler Bauten, Säulen, Kapitelle und Gesimse, Bildwerke und Inschriften aufgefunden. Die Ruinen von Heiligtümern und Bädern, auch ein großes Theater sind zum Vorschein gekommen, die Zahl der antiken Münzen aus Rottenburg beträgt gegen 900. Hier hat also die Kolonisation der Flavier die Entwicklung des Landes zu hoher Blüte gebracht."

5. Die Landnahme der Alemannen im 3. Jahrhundert.

Im Jahr 213 erscheinen die Alemannen vor dem Grenzwall oder Limes von anderen Völkern gedrängt. Zwar werden sie anfangs von Caracull zurückgeschlagen und auch mehrere seiner Nachfolger rühmen sich der Siege über die Germanen. Auch Sumelocenna wird durch die Kämpfe in Schrecken versetzt worden sein. Wohl mag sich Rom mit Aufbietung seiner Legionen bis zur Mitte des Jahrhunderts seines Gegners zu erwehren, dann erfolgt der rasche Zusammenbruch. In unserer Gegend herrschen bis etwa 250 noch geordnete Zustände, um 270 ist auch unser Gebiet im Besitz der neuen Eroberer, belegt durch rechtsrheinische Inschriften und Münzfunde.

Die Alemannen erscheinen als Eroberer, erobern sich mit dem Schwert das Gebiet und werden nicht wie früher angenommen durch Vertrag aufgenommen. Sie erscheinen nicht als rohe Barbaren, alles sengend und brennend, sondern als Ackerbauer, die durch starke Vermehrung ihrer Volkszahl und ungünstiger Witterungsverhältnisse in ihren bisherigen Wohnsitzen, von anderen Völkerschaften gedrängt, sich neue Wohnplätze suchten. Sie besetzten nicht das Waldgebiet unserer Gegend, sondern die wohlgeordneten Fluren des Römerlandes. Fruchtbare Ebenen mit angebautem

Ackerland bedürfen sie zur Ernährung ihrer starken Familien. Kaum eine Gegend unseres Landes war so stark besiedelt und rings von großen Gutshöfen umgeben, die stundenlang im Umkreis zu finden waren, wie die Umgebung von Rottenburg. Freilich waren die reichen Gutsbesitzer geflohen, auch alle römischen Beamten von Sumelocenna, aber ein Teil der ärmeren Bevölkerung war geblieben. Von dieser erfuhren die Alemannen den Namen der großen Stadt, die sie nicht dem Erdboden gleich machten, wie schon angenommen worden ist. Wie die verdienstvollen Forscher Jaumann und Dr. Paradeis-Rottenburg nachweisen, finden sich sehr wenig Brandspuren an den alten Fundorten. Hätten die Alemannen die Stadt in Brand gesteckt, so müßte man das heute noch nachweisen können. Es besteht die Möglichkeit, daß die allmählich zerfallenen Häuser und Tempel durch ein außerordentliches Naturereignis eine große Ueberschwemmung zerstört wurden, wie Dr. Paradeis annimmt oder daß das Mauerwerk nach u. nach bei dem Vordringen d. Kultur des Bodens, dem Bau der Kirchen, der Burg, der Stadt Rottenburg abgetragen worden ist, so daß etwa um das Jahr 1000 über dem Erdboden nichts mehr sichtbar war. Diese letztere Ansicht vertritt Dr. Zeller.

Die zurückgebliebene Bevölkerung zog sich zum Teil auch in die Waldgebiete des Schwarzwaldes zurück und gründete dort neue Siedlungen. Hiemit hängen die Ortsnamen mit Welsch = Walchen (walah = fremd) zusammen.

Die Alemannen überschreiten den Rhein und besetzen das Elsaß. Rom wendet neue Legionen gegen die Germanen auf. Die römischen Truppen überschreiten wiederholt den Rhein. Namentlich von Probus wird berichtet, daß er die Alemannen über den Neckar und die Alb zurückwarf und den römischen Städten gegenüber auf barbarischem Boden Kastelle baute und mit Truppen belegte. Es besteht die Möglichkeit, daß auch Sumelocenna und Umgebung für kurze Zeit besetzt wird, doch lange dauerte diese Besetzung nicht. Die neueren Forscher nehmen übereinstimmend an, daß die Kriegszüge bis in die Gegend von Rottweil ausgedehnt wurden, daß unsere Gegend dauernd in alemannischem Besitz blieb.

6. Alemannen und Römer im vierten Jahrhundert.

Im vierten Jahrhundert finden wir ein größers Alemannendorf nordwestlich außerhalb der Stadt angelegt, wie dies bei den deutschen Siedlungen rechts des Rheins das Gewöhnliche ist. Ob zuerst eine Siedlung auf der Altstadt erfolgte, wie Dr. Paradeis annimmt, ist möglich, es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das Alemannendorf auf dem ansteigenden Gelände angelegt war, so daß es außer Hochwassergefahr war. Dafür sprechen auch die aufgefundenen Gräber auf der Fildere, Markung Rottenburg, halbwegs gegen Wurmlingen.

Im vierten Jahrhundert machten die Römer unter Valentinian I. einen Vorstoß in das Neckargebiet. Die Schilderung des Geschichtsschreibers Ammianus Marcellinus hat Rettenmaier-Rottenburg in der Sülchgauer Scholle Jahrgang 1, Nr. 3 und 4 wiedergegeben und versucht die Schlacht in unsere Gegend zu verlegen.

Während noch Dr. Mettler in der Oberamtsbeschreibung diese Möglichkeit offen läßt, obwohl er selbst zugibt, daß die Darstellung so allgemein gehalten und so wenig greifbare Anhaltspunkte enthält, daß man mit demselben Recht den Kampfplatz an tausend anderen Orten finden könnte, stellt es Zangemeister und Dr. Zeller ganz in Abrede. Er macht Leichtlen, der die Gleichung Sumelocenna-Solicinium aufbrachte, dafür verantwortlich, daß solange dieser Irrtum möglich war. Andere Forscher haben die Schlacht nach Sulz oder Böckingen bei Heilbronn verlegt. Mit Sümpfen allein ist nicht weiter zu kommen, da der Geschichtsschreiber, welcher an dem Feldzug nicht teilnahm, auf mündliche Berichte angewiesen war. Besser unterrichtet ist der Dichter Ausonius, welcher im kaiserlichen Gefolge den Feldzug mitmachte und der Redner Symmachus, welche zusammen das Ganze ergänzen. Es handelt sich um zwei ziemlich gleichzeitige Alemannensiege Valentinians I., welche verschiedenen Gegenden angehören. Eine Schlacht fand am unteren Neckar in der Gegend von Ladenburg statt, von der Ammianus nichts berichtet, er führt nur die Hauptschlacht von Solicinium an. Hier lautet die Angabe des Dichters Ausonius klar und bestimmt, daß sie im Schwarzwald in der Nähe der Donauquellen stattgefunden habe.

Eine Wiederherstellung der römischen Herrschaft am oberen Neckar hatte der Sieg Valentiniens nicht zur Folge. Der Kaiser kehrte an den Rhein zurück, um bei Altrip eine starke Festung und einen Hafen für eine Rheinflotte zu bauen. Symmachus bezeichnet diese Gründung nicht als neu, sondern als Verlegung einer alten ungünstig gelegenen Kolonie, deren Trümmer als Material zum Bau der Festung dienten. Unter dieser älteren Stadt ist auf keinen Fall Sumelocenna zu verstehen, da ein Transport des Materials undenkbar ist.

Von jetzt an hören wir von einem Vorstoß der Römer in ihr altes Zehntland nichts mehr und mit Beginn des fünften Jahrhunderts gingen ihnen auch der Rhein für immer verloren.

Literatur. Beschreibung des Oberamts Rottenburg 1899 Nachtrag zu Haug-Sixt Bildwerke aus Schwaben. Knorr, die verzierten Terra-sigellata Gefäße von Rottweil. Knorr. Die verzierten Terra-sigellate Gefäße. Rottenburg. Dr. Zeller Reutlinger Geschichtsblätter 1906. Sumelocenna-Sülchen. Dr. Paradeis Zwei außerordentliche Naturereignisse 21. Juli 366 und 3. Jan. 1112. Reutlinger Geschichtsbl. Jahrgang 1905/06

Familiengeschichtliche Nachrichten über Ergenzingen.

Von Dr. van Gelder-Ergenzingen.

Das Urbar der Pfarrei vom Jahre 1619

zeigt uns die Familienverhältnisse vor dem dreißigjährigen Kriege (1618—1648), während das sogenannte Fleckenbuch von 1655, welches sämtliche Bürger mit ihrem Grundbesitz anführt, ein genaues Bild über den Familienstand nach dem großen Kriege und den Pestjahren 1635/36 gibt. 1619 begegnen uns zunächst zwei Familien, die heute noch ansässig sind, nämlich die Stopper und Weiß. (Enderis = Andreas Stopper und Martin Stopper, Michel Weiß, Hans Weiß von Seebronn, Georg Weiß v. Baisingen. Die Heimat der Weiß ist ja bekanntlich heute noch Seebronn. An neuen Familien treffen wir 1619 an: Lins (Leins), Kohler, Kohl, Hermann, Bihner, Gerlach (Hans Gerlach, Schmied), Schneitzer. Verschwunden sind 1619 die Familien Ulmer, Schweickher, Schinnagel, Roll, Hipp, Rathgeb und Eytting. Nach dem Fleckenbuch von 1655 sind weiterhin verschwunden: die Rothelfer, Erbelin, Hoß, Ulmer, Schiner u. Roll. Von alten Familien leben 1655 außer den heute noch blühenden Geschlechtern die Schantz, Erbelin, Wiedmayer, Wetzel, Hohl, Hermann, Kohler, Leins, Bihner und Tagner. Daneben treten 1655 eine Menge neuer Familien auf den Plan. Zuerst seien genannt die noch heute blühenden Familien: Raible (Martin Raible) Fischer, (Baltheß und Michel Vischer), Bader, (Adam Bader), Beser (Hans Beeser), Miller, (Bartlin (= Bartholomäus) Miller), Hertkorn, (Hans Hertkorn, Schütz). Daneben andere Familien, die inzwischen wieder untergegangen sind: Schrautz, Speidel, Gapp, Mauler, Schwumer, Schmid, Marrer, Barth, Baumaister, Keller, Kaltenmarkt, Santz, Löffquardt (von Obernau), Weinstein, (Bartle Weinstein, des Schmieds „Bueb" genannt), Funkh, Schmaltz. Die Zusammensetzung d. Gemeindebehörde um das Jahr 1650 erkennen wir aus einem Zins- und Gültregister der Stiftungspflege vom Jahre 1652: Dietr. Baur, Schultheiß, Jerg Scheffer, Jakob Grammer, Metzger, Lienhardt (= Leonhard) Rentz, Jakob Kleindinst, Jakob Teifel. Melchior Thailsinger, Jerg Natter, Abraham Leinß, Jerg Glere, Jerg Baur, Hans Baur genannt Schuehans als Richter. Nicht viel Neues bringt ein kleineres Gültregister von 1681: Renovation der Poltringer Gült. Uns interessiert darin hauptsächlich die Zusammensetzung des Gemeinderats: Hans Gerlach, Schultheiß Georg Baur, Jakob Schä-

ser, Christ Tolfinger, Hans Löffler, Martin Renz, Christ Grammer, Johannes Tolfinger, Georg Rentz, Metzger, Jakob Leins, Seb. Kleindienst, Hans Weuppert.

Eine Uebersicht über den Familienstand in Ergenzingen um das Jahr 1730 ermöglicht ein Güterbuch, in dem sämtliche Bürger samt ihren Gütern verzeichnet sind. Der Band umfaßt 865 Seiten; leider fehlt Seite 3—40. Blatt 1 ist erhalten und beginnt mit Jakob Dalfinger Schultheiß. Es folgen Hans Schäfer jung, Johannes Bader, Johannes Maurer, Schneider. Michael Teuffel d. Roth, Sebastian Grammer, Wagner, Johannes Schrautz, Georg Baumaister, Georg Maurer, Josef Dalfinger, Schuster, Hans Görlach, Wittib, Franz Baur, Stricker, Sebastian Renz, Bader, Andreas Maurers Wittib, Leonhard Renz, Schmied, Melchior Dalfinger, Leonhard Vatter, Weber, Johannes Dalfinger, Wagner, Jakob Baur, Wittib, Johann Martin Beitter, Josef Schäfer, Jakob Baur, Mang, Conrad Baur, Mang, Christian Glery, Schreiner, Leonhard Renz, Würth, (zum Ochsen), Johannes Gerlach, Schmidt, Hans Jak. Renz, ledig, Jos. Schrautz, Georg Hohls Kinder, Anton Renz, Georg Glery, Hans Baur, Wittib, Jakob Kleindienst, Stricker, Christian Glery jung, Benedikt Schäfer, Georg Schäfer, Georg Böser, Hans Böser, Leonhard Renz, Wittib, Johannes Nisch, Zachäus Nisch, Georg Breinling, H. Breunlings, Wittib, Michael Breinling, Hans Grammer, Schneider, H. Schrautz, Biler (?), M. Bienings Wittib, Hans Schneider, Konr. Breining, Jakob Grammer, Wittib, Georg Renz, Würth Wittib, Georg Baur, Joß, Johannes Baur, Basches, Konrad Baur, Mesner, Georg Renz, Webers Wittib, Georg Grammer, Metzger, Michael Eipper, Michael Baur, Barbierer, Hans Glery, Josef Leins, Hans Teuffel, Roth, Christian Grammer, jung, Michael Grammer, Wagner, Josef Schäfers, Wittib, Georg Vatter, Michael Grammers, Wittib, Sebastian Grammer, Schneider, Martin Dalfinger, Michael Baur, Basches, Hans Baur, Schneider, Hans Kleindienst, jung, Michael Baur, Ameles, Martin Baur, Wittib, Georg Baur, Stricker, Conrad Teuffel, Hans Teuffel, genannt Krumm. Stefan Teuffel, Josef Löffler. Darnach war also die Gesamtzahl d. Bürgerfamilien um 1730 etwa 78. Neue Familien sind nach dem „Güterbuch" nur die Eipper und Nisch. Erstere, inzwischen in Ergenzingen wieder erloschen, dürfte wohl von dem benachbarten Eckenweiler hereingeheiratet haben, die andere Familie blüht heute noch hier und in der näheren und weiteren Umgebung in zahlreichen Stämmen. Die Familie Nisch ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus dem Tirolischen zugewandert und brachte ein Gewerbe mit in die neue Heimat, welches dem Ergenzingen des 18. Jahrhunderts sozusagen den Stempel aufdrückte. Ich meine damit die Kunst des Holzschnitzens. Die Nisch und ihre Schule schnitzten nicht nur Pfeifenköpfe, wie man bisher annahm, sondern führten auch andere Schnitzereien gewerbsmäßig aus: Das Figurenschnitzen (Krippen und „Herrgöttle" und die Büchsenschäfterei. Wer mal in einem Museum die Schäfte von Schußwaffen aus dem 18. Jahrhundert gesehen hat, wird erstaunt gewesen sein über die prachtvollen reichen Schnitzarbeiten (Jagdszenen u. s. f.) welche man da sieht. Und gerade in solchen Arbeiten müssen sich auch die Nisch ausgezeichnet haben, da ich in Urkunden einige Nisch angetroffen habe, die als „Büchsenschäfter" bezeichnet werden und von denen einer in Wien gelernt hat.

Von der Büchsenschnitzerei bis zur Büchsenmacherei war nur noch ein Schritt. So kam zu dem Schnitzgewerbe alsbald ein neuer blühender Erwerbszweig in den Ort: die Büchsenmacherei. Heute noch zeichnen sich die Nischabkömmlinge aus als Waldläufer und Scharfschützen und beweisen dadurch wie durch den südlichen Typ, der noch hie und da bei ihnen auffallend zutage tritt, die Abstammung von ihren tirolischen Vorfahren. Heute ist die Schnitzerei vollständig abgegangen und die Büchsenmacherei lebt auch nur noch in einem Gewerbebetrieb fort. Die Familie Nisch aber blüht und gedeiht. Ihr Blut fließt in den meisten Ergenzinger Familien und ihre Eigenart läßt sich auch durch Jahrhunderte nicht ausrotten. Ich könnte mir für einen Genealogen von Fach und für Forscher über Vererbungstheorien keine interessantere Arbeit denken, als den einzelnen Zweigen dieser heute weitverzweigten Familie von ihrem ersten Auftreten an in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachzugehen.

Im 18. Jahrhundert kam noch eine Familie hierhin, die jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder ausstarb: Die Meisburger. Johannes Meisburger soll nach mündlicher Ueberlieferung aus der Schweiz stammen, als Stukkateur beim Neubau der Kirche in den Jahren 1783/39 hier Arbeit gefunden und nachher einen Hausstand gegründet haben. Die Richtigkeit dieser Tradition wird bestätigt durch das Monogramm JH MB unter der Empore der Kirche. Auch bekundet die schöne Ausführung der reichen Stuckdecke die Meisterschaft dieses Stukkateurs aus der Rokokozeit, der wohl auch bei Kirchenumbauten in der Umgegend mitgearbeitet haben dürfte. (Man vergl. die Stuckdecke von Ergenzingen und der Stadtpfarrkirche in Horb). Der letzte Nachfahr des genannten Johannes Meisburger war in seinem Schneiderfach weniger tüchtig und man erzählt noch heute folgende lustige Anekdoten von ihm. Es war nach Begründung der hiesigen freiwilligen Feuerwehr im Jahre 1862 als man zur Uniformierung des Korps schritt und der hiesige wohllöbliche Gemeinderat die Arbeit den hiesigen Schneidern mit Ausnahme von Meisburger übertrug. Meisburger, tief entrüstet, wandte sich beschwerdeführend an das hochwohllöbliche Oberamt und schrieb u. a. wörtlich:

Liebes Oberamt!

„Der X hat gesagt, ich könte keine Feuerkittel machen. Aber das ist verlogen. Ich bin doch auch ein Schneider wie andere Schneider und kann auch Feuerkittel machen und bitte das l. Oberamt unterthänigst dafür zu sorgen, daß ich auch Geschäft bekomme.

Nebst Gruß an Eure Frau

Schneider Meisburger".

Das Oberamt verfügte dann auch, daß man den Meisburger ebenfalls mitkonkurrieren lassen solle. Der Gemeinderat ließ aber vorsichtshalber zuerst eine Probeuniform von ihm herstellen, die aber so schlecht ausfiel, daß man dem Oberamt berichtete, Meisburger sei nach abgegebener Probe nicht imstande „Feuerkittel" zu machen. Das streitlustige tapfere Schneiderlein gab sich jedoch nicht zufrieden und schrieb solange in obigem Stile ans Oberamt, bis ihm von amtswegen Arrest angedroht wurde, wenn er seine gewandte Feder nochmals in bewußter Sache eintunke. Doch gnug davon!

Die Verschiebung der Familien- und Sippenverhältnisse Ergenzingens im 19. Jahrhundert im Rahmen dieser kleinen Skizze zu beleuchten würde zu weit führen.

Der Namensstand der Ergenzinger Familien aus dem Jahre 1730, den wir oben mitgeteilt haben, ist im wesentlichen durch das ganze achtzehnte Jahrhundert für den Ort maßgebend. Ausgestorben sind im Laufe der Zeit z. T. erst im 19. Jahrhundert die: Maurer, Schrautz, Baumeister, Gerlach, Mohl, Schneider, Eipper, Leins (jedoch inzwischen von Vollmaringen her wieder eingewandert) und Löffler. Im großen und ganzen bleibt der Stand des 18. Jahrhunderts auch für das 19. gewahrt. Es sei nur gestattet, in der nächsten (Schluß-) Fortsetzung zusammenfassend noch etwas über Bevölkerungsdichte, Sippen- und Wirtschaftsverhältnisse sowie Herkunft und Bedeutung einzelner Familiennamen zu sagen.

(Schluß folgt).

Kunstwanderungen durch die Kirchen des Oberamtsbezirks.

Von Pfarrer Beßler-Dettingen.

Kiebingen.

Die Kirche in Kiebingen stammt aus verschiedenen Bauperioden. Der älteste Teil ist der spätgotische Chor aus dem 14. Jahrhundert, der an den Gewölberippen schöne Schlußsteine mit Wappen zeigt. Die Maßwerke der Fenster wurden bedauerlicherweise früher hinausgeschlagen. Auf der Evangelienseite ist ein einfaches aber würdiges Sakramentshaus — Wandtabernakel mit Fialen und Baldachin; daselbst wird am Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag das Allerheiligste aufbewahrt. Ein Lichterengel auf einer Wolke schwebend auf der Epistel ist eine ordentliche Renaissancearbeit. Am Schiff der Kirche wurde zweimal gebaut, der 1. Teil im 16. und der 2. Teil im 19. Jahrhundert. Das kostbarste

Kleinod der Kiebinger Kirche ist die spätgotische Pieta ungefähr vom Jahre 1450. Leider ist die Dolorose mit einer Krone geschmückt, eine Zutat der Barockzeit. Der Ausdruck der schmerzhaften Mutter, die in unaussprechlichem Schmerz in die Ferne blickt, ist ergreifend. Das Fenster nebenan paßt zu diesem Gnadenbild, insofern in demselben das einzige frühgotische Glasgemälde die Mater dolorosa mit dem Leichnam des Sohnes enthält. Der im Triumphbogen hängende große Christus ist eine gute Arbeit wohl aus dem 15. Jahrhundert. — Bekanntlich war in der Nähe von Kiebingen in der sog. Rohrhalde früher ein Paulanerkloster, genannt nach dem hl. Einsiedler Paulus von Theben; das Kloster wurde im Jahre 1786 aufgehoben. An dasselbe erinnert eine im Stiegenhaus des Pfarrhauses aus der Renaissance- oder Barockzeit stammende Holzfigur des hl. Eremiten Paulus, der mit dem Palmengewand bekleidet ist. Von diesem Kloster stammt jedenfalls die schöne 55 Zentimeter hohe Monstranz aus dem Jahr 1702, eine feine Augsburger Arbeit. Es ist eine Strahlenmonstranz, die oben Gott Vater mit der Weltkugel zeigt. In der Mitte des Silberkranzes sind zwei anbetende Engel angebracht und beim Uebergang des Knaufes das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes mit 7 Schwertern. Eine 2. nicht so wertvolle Monstranz nach der Inschrift von Josef Adam Scherzinger von Kiebingen gestiftet zeigt in sinnvoller Darstellung die heiligste Dreifaltigkeit, oben das Auge Gottes mit tronendem Baldachin, unter ihm den hl. Geist in Gestalt der Taube, welche auf die hl. Hostie niederschwebt. Sie stammt aus dem Jahr 1795. Aus der Klosterzeit stammen wohl noch der Festkelch, ein schöner Barockkelch mit Inschrift Peter Steiner 1778 und den Buchstaben A. H. und R. (Rohrhalden?).

Noch schöner und kunstvoller ist der große Kreuzpartikel mit einem echten Kreuzessplitter, wie die Authentik beweist, umrahmt von andern Reliquien. Der Strahlenkranz ist mit den Leidenswerkzeugen Jesu geschmückt, Dornenkrone, Geißelsäule und Leiter, Lanze und Ysopstengel, Hammer und Geißel. Ebenbürtig ist das prächtige Ziborium mit figürlichen Darstellungen am Fuß das aus derselben Zeit wie der große Kelch stammt und vom Kloster herrührt. Nicht zu vergessen ist ein altes Mutter Gottesbild, das wohl einmal ein Altarbild gewesen, das zur Zeit im Pfarrhaus aufbewahrt wird. Es ist eine sogenannte Byzantinische Madonna mit schwarzem Gesicht, ein ganz merkwürdiges eigenartiges Bild, über dessen Herkunft nichts bekannt ist. Der Ausdruck byzantinische Madonna dürfte wohl nach der ganzen Haltung der Mutter und des Kindes und dem Ausdruck der Gesichter richtig sein. Das interessante Bild verdiente ein eingehendes Studium. Erwähnung verdient noch ein grünes Meßgewand, dessen Kreuz feine Stickereien aus dem 16. Jahrhundert aufweist. Sie stellen Gott Vater, Jesus Christus am Kreuz und unten stehend Maria und Johannes dar; in der Mitte anbetende Engel. Dieses Meßgewand, wie auch einige andere noch schön erhaltene und ein blauer Rauchmantel scheinen vom Kloster Rohrhalden zu stammen.

Aus alten Schriften.

(Stiftschronik von Weitenauer).

Von der Klausen-Kirch.

1023 und 1024 ist die obere, außerhalb jetziger Stadtmauer stehende der Ehinger eigentliche Pfarrkirch gebaut und in der Ehr des heiligen Bischofs Remigius, der Franken und Deutschen Apostels, geweiht worden nach Zeugnis Martini Crusii, A. Suev. Ueberdies, daß diese Kirche 1023 erbauet, ist es aldort auch zu lesen an der dicken eichenen, die Vorbühne tragenden Säule, in welcher besagte Jahrzahl mit alten geschwärzten Buchstaben oder Ziffern eingeschrieben. Daß sie aber 1024 vollendet wurde, ist unwidersprechlich aus dem, was dort unter dem Gewölbe im Chor gegen der Klosterfrauen Bethaus innen her zu sehen und zu lesen. Wo nämlich das Bildnis Christi mit in den Händen kreuzweise gehaltenen Ruten und Geißel, samt der Umschrift: O Gott, durch deinen bittern Tod, hilf uns armen Sündern. Zur linken Hand ist gemalt ein Frauenbildnis mit dieser Ueberschrift: Ita, Gräfin zu Tockenburg, Graf Rudolfs von Hohenberg des letzten Gemahlin, unten das tockenburgische Wappen. Zur rechten Hand ist abgemalt ein Mannsbildnis mit dieser zugesetzten Schrift: Graf Rudolf von Hohenberg. Nächst daran ein Frauenbild mit dieser Schrift: Agnes, Gräfin von Hohenberg, Herzogin von Teck; gleich noch ein Frauenbild, bezeichnet: Irmengard, Gräfin von Württemberg, Graf Rudolf des älteren Gemahlin. Zu Füßen allwegen ein Wappen. Unter diesen Malen steht noch folgende Schrift: Anno 1024 war diese Kapelle gebaut worden. Außerdem ist ja klar, daß Landskron zuvor untergegangen sei, wie schon vermeldet. Daß diese der Ehinger alte Pfarrkirche gemeiniglich die Klausenkirche genannt wird, kommt von der dazu erbauten Klausur, ein Jungfrauenkloster; vor diesem waren dort Beguinen, die die Kranken warteten.

1118 soll die Pfarkirch zu Sülchen wieder gebaut worden sein nach der Stadt Landskron Untergang und 1513 restauriert und geweiht, dem hl. Johannes d. Täufer zu Ehren geweiht. Es zeigt's an die Schrift am Gewölb im Chor über dem Hochaltar, so eine alte Schrift eines Unbekannten.

1127. Am 18. Oktober ist die Kapelle oder Kirch St. Konrads zu Niedernau geweiht (und ohne Zweifel das Jahr zuvor erbauet worden) a venerabili domino Udulrico secundo episcopo constantiensi und wird genannt filia S. Remigii, der Ehinger Pfarrkirche, wie aus dem Niedernauer Seelbuch zu ersehen und am 3. Blatt der Altstadt Beschreibung. Der ganze Zehent zu N. gehörte S. Remigius oder dem Ehinger Pfarrherrn, welcher allwegen durch einen seiner zwei Kapläne oder Helfer das Dorf Niedernau von Haus aus versehen ließ.

1208 wurde der äußerste Turm, oder das Kalkweiler Tor erbaut.

Von der ersten Kirch in Ehingen.

1209 hat Graf Burkhard II. von Hoch- und Hohenberg ein Kirchen zu Ehingen an dem Neckar in der Ehr St. Remigii zu der Grafen Begräbnis über fünfzig Jahre vor der Stadt Rottenburg Anfang erbaut. Also Christoph Luz von Lutzenhardt im 1. Buch Rott. Beschr. vor 70 Jahren. Dahin wird diese Jahrzahl, so ob dem mittleren hintersten Fenster im Chor hinter dem Hochaltar zu sehen, interpretiert und gelesen. Wie auch eine hinten in der Kirche, wann man zu der großen Türe hineingegangen, stehet auf der rechten Hand hinter der Herren Stühlen an der steinernen Kirchensäule eine kleine alte eichene Säule unter der Vorbühne, oben an dieser ist eingeschnitten ein Wappen mit einem Mohrenkopf, auf diesem eine Bischofskapp, unten die Jahreszahl 1209. In diesem 1209. Jahr hat auch Graf Burkhard von Hohenberg mit seiner Frau Gemahlin Ruggarda Palatina, eine Gräfin von Tübingen, das Dorf Ehingen, das teils diesseits, teils jenseits des Neckars stand, mit Mauern und Türmen angefangen zu umgeben und zu beschließen. Also eine alte Schrift. Dort, wo derzeit die Herrschaftskeltern stehen, war vorher der Ehinger Stadtgraben, wie annoch bei der Altstadt ein Brief vorhanden, Nr. 6 signiert, der sich auf den Stadtgraben bezieht. Dann, Hans Gakmaier, Burger zu Rottenburg alhier, verkaufte unser lb. Frauen auf der Altstadt oder ihrem Pfleger 4 Pfd. Heller ewiges Geld auf seinem Haus gelegen in der Vorstadt an dem Stadtgraben, 1399, Stadtbuch am 63. Blatt ist daneben notiert, es sei damals Hans Weittenauers Haus am Hafengäßle.

Anfang der Stadt Rottenburg.

Weil Graf Burkhard von Hohenberg gewahr nahm, wie daß nächst der Ehinger Stadtmauer zur Seite, wo jetzt Rottenburg liegt, von Tag zu Tag wieder andere Häuser und Wohnungen erbauten, hat er etliche Mauern, Türme und Tore von den Steinen, die durch das Erdbeben und das Gewässer nit gar zerrissen worden, in nachfolgenden Jahren wieder aufrichten und zu einer neuen Stadt ordnen lassen. 1212 wurde erbaut das äußerste oder Kiebinger Tor; 1214 ist das innere Sülcher Tor und Turm erbaut. 1216 erbaut Graf Burkhard das Schloß, so jetzt annoch allhier in der Stadt zu sehen, ihm und seinen Nachkommen und nennt selbiges die Burg; sie wohnten sonst gewöhnlich auf der Weiler Burg, wie jedermann bewußt.

1219 wurde erbaut Wörthtor und Turm.

1221 oder das erste Kiebinger Tor der innere Turm. Dieses kannst du alles, gleichwohl etwas den Jahren nach versehrt, lesen in 4. Buch Rottenb. Beschreibung, Folio 4; einiges im Stadtwappenbuch und in Abschriften bei den Bürgern hin und wieder ersehen.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.

Gültchgauer Echolle
Rottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.

№ 9 Samstag den 24. September 1927 3. Jahrgang

Von der Rottenburger Bürgergarde.*)

Von E. Haug.

1. Anfang und Fortgang.

Hochlöbliches K. K. Landespräsidium!

Eine Anzahl hiesiger junger Bürger, dermal von 60 bis etlich und 60 Köpfen hat sich entschlossen, statt der vorhin bestandnen unegalisierten Bürgerkompagnien nach dem Beispiel anderer, auch sogar der Hauptstädte in den K. K. Staaten auf eigene Kosten sich zu uniformieren, durch einige aus Militärdiensten zurückgelangte Mitbürger in den Waffen sich üben zu lassen und solchergestalt ein reguläres Korps zu formieren. Dieser dem unterzeichneten Magistrate vorgetragene Entschluß schiene uns umso weniger mißbilliget werden zu könen, als ein dergleichen geübtes und uniformiertes Bürgerkorps nicht nur bey vorfallenden Solennitäten und Funktionen zum besonderen Ansehen gereichet, sondern auch in verschiedenen Vorfällen als bey allgemeinen Landstreifen, Escortierung, eigner und Landes Defension und Jurisdictionsbehauptung mit wesentlichem Nutzen, und besser, als ungeübte und undisciplinierte Bürger oder Bauren verwendet werden kann.

Da nun von diesem Bürger-Corps, welches wegen dem allgemeinen Beifall anderer Mitbürger auch noch auf 70 bis 80 Köpfe anwachsen dürfte, dabey das Verlangen geäußert wurde, mit gleichen kalibermäßigen Feuergewehren samt dazu gehörigen Patrontaschen und egalten Seitengewehren, auch solchen Spielleute versehen zu werden, welche die bey der Kayserl. Armée üblichen Streiche zu schlagen im Stande wären, so entstehet der gehorsamst unterzeichnete Magistrat nicht an, Ein Hohes Landes-Präsidium hiemit unterthänigst zu bitten, sich dahin gnädig verwenden zu wollen, daß obbemeldte unumgänglich nötige Armatursorten von allenfalsigen feindlichen Ueberläufern oder Gefangenen aus irgend einem Dépot unentgeldlich abgefolget, auch ein Tambour und ein Pfeifer von denen in Freyburg liegenden Truppen auf einige Zeit zum Unterricht etlicher hiesigen jungen Pursche abgeschickt werden möchte, welchen Spielleuten außer der vom Regiment beziehenden Löhnung dahier die freye Kost nebst Quartier für die Zeit des leistenden Unterichts abgereichet würde.

Rottenburg, den 14. Juli 1795.

Damit haben wir also sozusagen den Geburtsschein der Bürgergarde in ihrer heutigen Gestalt.

Das Oberamt hatte aber schon Wind von der Sache; als Aufsichtsbehörde mischte es sich sofort ein, und verlangte am 14. Juli eine mit 24 Stunden befristete Erklärung über Veranlagung und Endzweck der neu zu erstellenden Stadtgarde. Es wird darin erwähnt, daß zwar ein altes „Fronleichnamsmilitär" bestehe, das aber weder „Uniformierung noch Egalisierung, noch Exercitium" besitze. Die Gründer des neuen seien alte Soldaten und solche, die in der Fremde gewesen seien, sie haben sich vor einigen Wochen an den Magistrat gewandt, mit der Bitte, sich beim Hohen Landespräsidium für sie zu verwenden; auch möge der Magistrat ihnen behilflich sein, daß sie Waffen erhalten. Damit sei keine neue Landmiliz beabsichtigt; ihr Bestreben gehe lediglich dahin, die alten 50 Männer in bessere Form zu bringen.

Jedenfalls war die erste Folge der Gründung eine Nase an den Magistrat und den Stadtschultheißen, weil er den Instanzenweg verlassen und sich unmittelbar an das Landespräsidium gewandt hatte. Am 16. kam die Sache wieder vor den Rat.

Schon waren nämlich die Widerstände da. Bereits am 8. Juli hatten sich einige Mitglieder über einzelne ihrer Mitbürger beschwert. Diese hatten ihrer unangebrachten Kritiklust und Spottsucht folgend, die Neuerung, bei der sie nicht mittun konnten, verhöhnt, beim Exercieren dreingemault und die gröbsten Beschimpfungen gebraucht. Einer kriegte für seine Heldentaten Arrest, die anderen kamen mit einer scharfen Verwarnung davon. Dem Schönfärber Xaver Beck hatten sie ein Spottbild an die Haustür geheftet, das noch bei den Acten sich befindet. Es stellt einen Gardisten im Dreispitz, mit Kniehosen und geschultertem Säbel dar. Die Beischrift lautet: „Armen Sellen Sollthat."

Aus der Antwort des Landespräsidiums hatte der Magistrat — mit welchem Recht wird sich alsbald zeigen — den Schluß gezogen, daß der Gründung gar nichts im Weg stehe. An diesem 16. Juli mußte sich der Rat auch schon wieder mit Klagen der neuen Garde befassen, denen alle möglichen Hindernisse in den Weg geworfen wurden, und der gegenüber die Rottenburger mit Verunglimpfungen nicht kargten Man sagte ihnen offen, sie seien abgeschätzt. Aber sie seien ja genehmigt, haben also keinerlei Eigenmächtigkeit begangen, wenn sie sich jetzt Uniformen angeschafft haben und sich in den Waffen üben wollen. Sie wollen vom Magistrat die schriftliche Erklärung, daß sie anerkannt seien, und wollen zudem wissen, was es mit der vorigen Bürgerkompagnie für eine Bewandtnis habe.

Darauf erhielten sie vom Rat den Bescheid, da sie die Kosten ihrer Uniformierung selber tragen, also dem Stadtsäckel nicht zur Last fallen, sei es ihnen unverwehrt, so viele junge Leute aufzunehmen, als nur irgendwie Lust zum Beitritt bekunden. Im übrigen sei es selbstverständlich, daß die von der alten Kompanie für einen Uebertritt zur neuen nicht in Betracht kämen, die die Kosten nicht auf sich nehmen wollen, oder die altershalber nicht mehr zum Dienst mit der Waffe abgerichtet werden können. Demnach befanden sich unter der alten Kompanie schon ältere Herrn.

Der Hauptwiderstand ging also von die-

*) Für diesen und die folgenden Aufsätze wurden die bei der Stadt und dem württ. Oberamt liegenden Akten nebst anderen Notizen benützt. Den genannten Behörden sei hiemit der schuldige Dank für ihr Entgegenkommen gesagt.

ser alten Bürgerkompanie aus, über deren Gründungszeit nichts bekannt ist. Sie wenden sich nun ihrerseits gegen die Neuerer an den Rat. Sie bezeichnen sich als „die 50 Männer, die seit uralten Zeiten am Fronleichnamstag mit Gewöhr und Trommel bey der Prozession aufgezogen und heuer schlechterdings reduciert worden seien.“ Sie hätten sich schon früher ihrer Existenz gewehrt, wenn der Magistrat nicht durch so viele Durchmärsche und Einquartierungen immer verhindert gewesen wäre. Ihr Protest umfaßt 10 Punkte, von denen wir nicht alle anführen wollen, Sie sagen, durch Anschaffung der Gewehre seien sie in Unkosten gestürzt worden, und jeder, der in eine höhere Stelle eingerückt sei, habe weitere Unkosten zu tragen gehabt. So sei alles im schönsten Frieden gewesen, bis jetzt die Neugründung diesen gestört und allerhand Wirtshausstreitereien mit sich gebracht habe. Im übrigen behaupte die neue Kompagnie, sie sei 60 Mann stark, und habe doch bloß 20, und diese seien nicht einmal einig. Sie verdanken ihren Ursprung nur privater Beihilfe, und seien gar nicht magistratsmäßig bestellt, also gar nicht existenzberechtigt. Zudem seien sie so hochtragend, daß sie nicht zu den 50 Männern einstehen wollen, sondern nicht einmal die alten Offiziere zu sich aufnehmen wollen. Sie dagegen würden sie aufnehmen, und jeder solle in eine Charge nach der gewöhnlichen Ordnung einrücken dürfen. Mit anderen Worten, sie müssen abwarten, bis der letzte der alten 50 Männer abgeschieden ist, bis sie an die Reihe kommen, Offiziere zu werden. Die Alten wollen sogar sich mit der nehmblichen Montur und Uniform kleiden, wenns der Obrigkeit genehm sei, wozu allerdings auf dem Rand sofort die Einschränkung kommt; nicht milledermäßig, sondern wie es jeder sich eben leisten können. Der Magistrat solle seinen Einfluß aufbieten, daß die Neugründung unter den alten verschwinde. Man sieht, sie kleben fest an ihrem Herkommen, und das Neue ist ihnen ein Dorn im Auge. Vor allem aber wollen sie, auch wenn eine Verschmelzung eintrete, das Heft in der Hand behalten; von einer gleichmäßigen Bewaffnung und Uniformierung gar ist keine Rede. Um ihrem Gesuch mehr Nachdruck zu verleihen, suchen sie sogar auf der Umschlagseite und unter den Unterschriften nochmals den Schutz des Rats an. Für die Heutigen wird es aber immerhin von Interesse sein, einige Namen zu erfahren; denn unterzeichnet ist das Gesuch nicht von 50 Unterschriften, sondern nur von folgenden: Sebastian Letzgus. Thade Schützenbach. Moritz Ritter. Hans Jerg Ritter. Josef Bader. alt Johann Biesinger. Ignati Sulzer. Ignati Vollmer. Josef Edelmann. Moritz Ritter, Maurer. Johann Schneider. Johannes Diebold, Schmied. Xaveri Edelmann, Glaser. Thomas Zepf. Xaveri Hermann, Schreiner. Franz Antoni Ritter. Michael Sorger. Franz Diebold, Schmied. Aoh. Ruckgaber. Joh. Apt.

Dies Gesuch wurde der neuen Kompanie zugestellt, mit dem Bemerken, daß auf die „Vereinigung beeder Kompagnien der fordersamste Bedacht“ genommen werden solle. Wie der Streit zwischen den alten Zivilgardisten und den neuen, uniformierten ausging, darüber fehlt eine klare Entscheidung. Aber am 3. Oktober, wird der Kompanie erlaubt, mit der Bürgerfahne bei der Kirchenparade zu erscheinen; nach dem Gottesdienst aber soll diese wieder aufs Rathaus gebracht werden. Der Magistrat aber wirft ihnen 11 fl. zum Verzehren aus, bloß sollen sie sich ruhig und friedlich verhalten, sonst werde ferneres Ausrücken verboten. Dem Verbot scheinen sie auch getreulich nachgekommen zu sein, denn am 28. Dezember erhalten sie sogar eine Aufforderung zur Teilnahme an einer Feier. Da die Garde zur Verherrlichung öffentlicher Feierlichkeiten bestimmt sei, verstehe es sich von selbst, daß sie bei der am 3. Januar 1796 stattfindenden Siegesfeier zu erscheinen habe. Das alte Korps können zur Erzielung einer größeren Gleichheit und mehreren Ansehens nicht mehr bestehen; das neue soll aber die Tauglichen, die Lust zum Eintritt haben, nicht abweisen; allerdings müssen sie die Kosten der Uniformierung tragen. Im übrigen aber wird dem neuen anbefohlen“, alles Prallen, Großtun, Sticheln, necken, Aufziehen und Vorwürfe machen“ für immer und alzeit zu unterlassen; eine Eingabe vom 22. Dezember 1795 wird zur Umarbeitung zurückgegeben; sie solle anständiger verfaßt und die darin angebrachten kindischen Ausdrücke, Sticheleien und Frozereien vermieden werden. So weit also hatte die Neugründung Unstimmigkeiten geschaffen. Nun hören wir ein paar Jahre nichts mehr. Es war anscheinend Ruhe zwischen Oberamt und Magistrat, Landespräsidium und Bürgergarde eingetreten. Der Krieg war wohl in diesem Fall Friedensstifter. 1796 stürmten Moreaus Truppen den Kniebis, in Italien war den Kaiserlichen Truppen kein Sieg beschieden, und wohl mancher Bürgergardist wurde zu den Fahnen eingezogen. Das Eindringen der Franzosen rief im Schwarzwaldvorland einen fürchterlichen Schrecken hervor; man wußte ja nur zu genau, was man von dieser Sorte Feind zu halten hatte. Im Juli sah man die jämmerlich ausgerüsteten Scharen der Republik — Biindelesbuben nannte man sie im Oberland — und nun begannen Beitreibungen aller Art. Erpressung war das mindeste, was geschah, wenn auch in den Städten die Ausschreitungen naturgemäß nicht so waren, wie auf dem flachen Land. Bayern wollte schon Frieden mit dem Eindringling machen, als Moreau geschlagen wurde und 1796 über den Rhein zurückging, um 1797 wieder zurückzukehren. Das nächste Jahr brachte neue Drangsal, bis die Schlacht bei Stockach etwas Luft schaftfe. 1800 wurde auch in der Grafschaft Hohenberg Milizen formiert; es nützte nichts; die Franzosen siegten, bis endlich der Friede von Luneville unterzeichnet war. Daß in solchen Zeiten die Geschichte auch über die Rottenburger Bürgergarde hinwegschritt, wird niemand Wunder nehmen.

Im Jahre 1803 aber kam eine fürchterliche Entdeckung auf: ein K. K. Leutnant Wassenaer wurde nämlich gewahr, daß die Offiziere der Rottenburger Bürgerwehr Epauletten, Schärpen u. s. w. in den österreichischen Farben trugen und meldete dies an das K. K. Generalkommando. Dies rührte alte Geschichten wieder auf. Die ersten Anfragen sind zwar verloren, aber die Antwort haben wir. Der Stadtsyndikus Gerber berichtet unterm 9. Jänner 1803, daß vor einigen Jahren die Gründung vom hohen vorderösterreichischen Landespräsidium genehmigt worden sei. Zweck sei, bei der Prozession an Korporis Christifest, an der Namensfeier Sr. Majestät und sonstigen erfreulichen Anlässen zu paradieren. Die Garde sei augenblicklich etwa 30 Köpfe stark, die Uniform — dies erfahren wir auch endlich — aus grünem Tuch mit Aufschlägen aus rotem „Dammis.“ Die Offiziere, lauter ehrbare Bürger und Gewerbsleute, tragen anfangs Portepées von Silber mit rot, dann auch von Gold mit Schwarz, wie die K. K. Offiziere, was daher komme, daß sie, wie z. B. Anton Hornstein, bei der Landmiliz als Offiziere tätig gewesen seien. Die Garde gebe am Fronleichnamsfest bei jedem der 4 Evangelien eine Salve ab aus dem kleinen Gewehr, ziehe dann mit Musik durch die Stadt und feuere bei der Wohnung eines im selben Jahr neu ernannten Canonikus (des Ehinger Stifts St. Moritz), Kaplan, Beneficiat und Ratsherrn, auch wenn ein neuer Oberamtsrat, Pfarrer, Propst oder Prior oder sogar ein Advocat hierherkomme, wofür sie dann einige Taler bekommen.“ Dies ist die ganze Geschichte und Verrichtung des hiesigen Bürgerkorps, welche füglich auch mit anderen als Kayserl. Port d'Epés, Deegen und Ehrenzeichen geschehen kann.“

Der Bericht kletterte einstweilen die Instanzenleiter hoch, und siehe da, das Landespräsidium behauptete nun, von einer Bestätigung des Bürgerkorps nichts zu wissen. Ein Verbot des Tragens der K. K. Portepées kam natürlich mit. Das Oberamt fragte unterm 17. 3. 1803 unter Friststellung nach dem Datum der Bestätigung.

Der nächste Auftritt der Sache entzieht sich unserer Kenntnis. Wir hören dafür unter dem 8. Mai 1803, daß die „Fronleichnamsmiliz“ bitte, den Magistrat dahin anzuhalten, daß er einen Hauptmann aus seiner Mitte wähle. Dieser antwortet, man könne kein Magistratsmitglied zwingen, die Stelle anzunehmen, sie mögen sich selbst aus den ihrigen einen suchen.

In einer Zuschrift ans Oberamt aber wird kund, auf was für schwachen Füßen das Bürgerkorps in betreff Genehmigung stand. Vom Landespräsidium sei am 19. Juli 1795 Antwort gekommen, in der Bewaffnung und Stellung von Lehrpersonal für die Trommler abgelehnt worden sei. Im übrigen sei aber keinerlei Resolution dabei gestanden, und das habe der Magistrat — keine Antwort ist auch eine — als Bewilligung angenommen.

Das Landespräsidium war mit der erhaltenen Antwort noch immer nicht zufrieden. Am 20. Juni 1803 schrieb das Oberamt, es sei außer stande, noch genauere Antwort zu geben, als es schon gegeben habe.

Ob die Hin- und Herschreiberei noch weiter ging, ist unbekannt. Viel Zeit dazu war nicht mehr, denn die Herrschaft Hohenberg

kam mittlerweile an Württemberg. Was das für unsere Bürgergarde für Folgen hatte, wissen wir nicht. Anscheinend aber blieb sie zunächst bestehen, soweit es in solch unruhigen Zeiten anging. Haßler (S. 302) berichtet von einer Teilnahme der Bürgermilitärs mit türkischer Musik am Huldigungsfest am 30. Okt. 1806. Wir haben aber keinen Grund zur Annahme, daß die Rottenburger Bürgergarde dem Los der andern, z. B. der Ulmer*) entging, die bei der allgemeinen Entwaffnung aufgelöst wurde, wissen wir doch, daß in diesem Jahr auch den Rottenburgern die Kanonen abgenommen wurden. (F. f.)

* s. C. Reichard, Geschichte der Kriege und der Bürgerbewaffnung Ulms. Ulm 1832.

Ein Dorfgesetzbuch aus der „alten guten" Zeit.

Von E. Storz = Seebronn.

Jedes Dorf hatte früher sein eigenes Dorfrecht, seine Dorfstatuten. „Sie waren gleichsam der Bürger = Katechismus, das Dorfgesetzbuch, das jedem Bewohner Norm und Regel war für sein bürgerliches Verhalten und nach dem er gerichtet und im Uebertretungsfalle bestraft wurde."

Jedes Gesetzbuch ist ein Spiegelbild der Kultur seiner Zeit. Das alte Dorfgesetz gibt uns lehrreiche Einblicke in das Rechts= und Volksleben früherer Zeiten. Seine Kenntnis ist darum wichtig für das Verständnis alter Sitten und Bräuche, ehemaliger Unsitten und Mißbräuche. —

Das alte Seebronner Dorfgesetz geht zurück bis in das 16. Jahrhundert und reichte herein bis in das 19. Jahrhundert. Bei dem jährlichen Ruggerichte wurden seine Paragraphen vorgelesen und die Huldigung abgefordert.

Das Dorfgesetzbuch regelte in der Hauptsache:

I. Die Gemeindeangehörigkeit.

„Das Recht der Bürgeraufnahme verbleibt der Herrschaft; doch soll die Gemeinde gehört werden. Bei einer Neuaufnahme ist den Bürgern ein Trunk von einem Maß Wein und für 2 Kreuzer Brot zu reichen. Die Jungen über 14 Jahren sollen die Hälfte erhalten. Die Kosten hat der neue Bürger zu tragen". —

„Verdächtige und lüderliche Fremdlinge sollen im Orte nicht geduldet, sondern durch die Obrigkeit abgeschoben werden. Untertanen, die solchem Unfug Vorschub leisten, werden exemplarisch bestraft."

„Wer ohne Wissen und Willen der Obrigkeit arme Leute oder hin= und herstreifende Bettler länger als einmal über Nacht beherbergt oder wer einen Knecht oder Buben in volljährigem Alter über 8 Tage hält, ohne daß dieser der Obrigkeit und deren Vogt Treue geschworen hat, ist der Strafe von 1 Pfund Heller verfallen."

II. Die Untertanenpflichten.

„Die Untertanen haben der Obrigkeit unbedingten Gehorsam zu leisten. Die Obrigkeit hat Frondienste und was an Steuern dazu gehört, zu gebieten. Wer dagegen handelt, wird im ersten Falle mit 10 Schilling bestraft, dann mit 1 Pfund, dann mit 3 Pfund, dann mit 5 Pfund, dann mit 10 Pfund; zuletzt wird er als Eidbrüchiger behandelt."

III. Das Güterrecht.

„Niemand darf ohne Erlaubnis der Obrigkeit weder Eigenes noch Lehen bei Strafe von 10 Pfund Heller verkaufen, versetzen noch vertauschen. Zur Verhütung von allerlei Irrungen, Schäden und Nachteilen ist verordnet, daß keiner Vorträge oder andre Verschreibungen ohne Wissen der Obrigkeit verfertigen lassen darf bei einer Strafe von 3 Pfund Heller. Wer das Eigentum eines andern als Lehen anspricht und es nicht beweisen kann, ist der Strafe von 10 Pfund Heller verfallen."

IV. Das Bannrecht.

„Die Dorfschenke ist im Besitze der Ortsherrschaft. Sie kann dieselbe gegen Pacht verleihen. Die Untertanen sind verpflichtet, diese und keine andere Wirtschaft bei Hochzeiten und anderem zu besuchen. Das Recht zu schlachten und Kuchen zu backen, ist der Wirtschaft vorbehalten, ebenso das Branntweinbrennen und das Obstkeltern."

V. Die Wirtschaftsordnung.

„Der Winter= und Sommerösch wie der Beginn der Aussaat und der Ernte wird von der Obrigkeit bestimmt. Den Untertanen steht es frei, ihre Produkte zu verkaufen, wohin sie wollen; jedoch soll der Herrschaft der Vorzug gegeben werden, wenn sie den nämlichen Kaufschilling wie die Fremde bezahlt."

„Wer bei Juden Geld auf Wucher entlehnt, ist mit 10 Pfund Heller zu bestrafen; dazu soll ihm der Flecken verboten werden, bis er glaubwürdig beweisen kann, daß er von den Juden befreit ist."

VI. Die Viehordnung.

„Jeder Dorfgenosse hat gleichen Anteil an der gemeinsamen Viehweide und darf sein Vieh ohne weiteres austreiben. Wenn ein Stück Vieh, ob klein oder groß, abgeht, soll dieses auf den nach altem Gebrauch hiefür bestehenden Gemeindewasen zum Verlochern geführt werden. Wer diesem zuwiderhandelt, ist zur Strafe von 1 Pfund Heller verfallen."

VII. Die Feuerordnung.

„Wenn an einem Orte Feuer aufgeht und der, welcher es zuerst sieht, nicht sofort „Feurio!" schreit, ist der Strafe von 10 Pfund Heller verfallen.

Ein jeder ist schuldig, in Feuersnöten zu Hilfe zu laufen und dabei zu bleiben und löschen zu helfen nach seinem besten Vermögen. Es soll auch jede Frau, Sohn und Tochter zum Feuer laufen und beim Löschen behilflich sein. Wer dieses nicht tut, ist zur Strafe von 10 Pfund Heller verfallen, die bei der Brandstätte wohnenden Nachbarsleute sollen bis zum dritten Haus ausräumen. Dabei soll ihnen das ganze Hausgesinde behilflich sein; die andern sollen der Brandstätte zueilen.

Es sollen alle Tage zwei kecke und beherzte Männer für solche Feuersnöte zu Feuermeistern gewählt werden und jedermann soll bei Feuersbrünsten ihnen Gehorsam leisten bei Strafe von 10 Pfund Heller.

Es soll ein jeder auch eine Leiter in seinem Hause haben mit einer Länge von 30 Schuh, die im Brandfalle benützt werden könnte. Wenn aber einer ein höheres Dach hätte, so soll er eine Leiter haben, die diese Höhe vom Boden aus erreichen kann. So oft bei vorgenommener Besichtigung durch die Feuermeister bei einem keine Leiter gefunden wird, so oft soll er der Obrigkeit mit 5 Schilling verfallen sein. Es soll auch jeder seine Leiter dort haben, wo es den Feuermeistern am tauglichsten zu sein scheint."

VIII. Die Gerichtsordnung.

„Wer prozessieren will, soll, ehe er klagt, 9 Pfennig in die Gerichtskasse legen. So ein Fremder das Gericht begehrt, soll er dem Vogt 13 Pfennige im voraus bezahlen, dann 9 Pfennige in die Gerichtskasse bezahlen und dann soll ihm Gericht gehalten werden.

Wer ohne Rechtsvertreter vor Gericht erscheint, ist straffällig mit 3 Schilling Heller. Niemand soll von einem Urteil appelieren, er möge denn einen Eid schwören, daß ihm diese Appelation so viel wert sei wie 5 Pfund Heller; wenn er aber dieses nicht kann, soll es bei dem gesprochenen Urteil bleiben.

Wer in den Bann getan ist, der soll aus dem Gericht ausgeschieden werden, und wenn jemand seinetwegen zu Schaden gekommen ist, soll er diesen bereinigen und nicht mehr in dem Gerichte erscheinen, ohne zuvor vom Banne gelöst zu sein."

IX. Die Polizeiordnung.

„Ein jeder Einwohner, welcher gehuldigt hat, ist durch seinen Eid verpflichtet, alle und jede Unzucht, Frevel, Uebertretungen von Geboten und Verboten, die sich innerhalb der Markung zutragen, anzuzeigen und nichts zu verschweigen. Wenn ein Fremder eines Frevels innerhalb der Markung überführt wird, soll derselbe festgenommen und der Obrigkeit übergeben werden, bis ihm Rechts geschehen ist."

„Im Falle noch andere Frevel, die hier nicht besonders angeführt sind, vorkommen, so sollen dieselben angezeigt und nach Gestalt der Sachen abgestraft werden."

Die Ortspolizei.

„Ein jeder Einwohner ist verpflichtet, den

Dorffrieden zu wahren. Wer den Frieden nicht hält, sondern bricht, ist der Obrigkeit mit 10 Pfund Heller zur Strafe verfallen.

Wer über den andern schilt, flucht oder ihn ohne Grund Lügner heißt, ist zur Strafe von 3 Pfund Heller, wer den anderen Blutrissig macht oder verwundet, ist zur Strafe von 3 Pfund Heller verfallen.

Wenn jemand mit dem anderen Schlaghändel erregt, so soll bei Strafe von 10 Pfund Heller niemand Partei ergreifen. Ein jeder Einwohner ist schuldig, Frieden zu gebieten, bei Strafe von 10 Pfund Heller. Wer den Frieden versagt und nicht Frieden geben will, der soll von den Umstehenden gefänglich eingezogen, der Obrigkeit übergeben und entsprechend gestraft werden."

„Spielen, Kegeln, Tanzen und dergleichen ist an Feier- und Sonnabenden, an Sonn- und Feiertagen, an Vorabenden der hohen Feste, während des Angelus- und Mittagsläuten und während der Wetterglocke bei Strafe von 3 Pfund Heller verboten.

Um 10 Uhr abends ist „Feierabend." Wer nach dieser Polizeistunde auf der Straße noch Lärm macht, ist zur Anzeige zu bringen und ins Gefängnis zu werfen.

Schlechte Weibspersonen, die ein ärgerliches Leben führen, sollen nach aller Schärfe der Polizeigesetze behandelt werden. Wer eine Jungfrau um ihre Ehre bringt, und sie nicht heiratet, ist mit 10 Pfund Heller zu bestrafen. Eine Braut, die zu Unrecht mit dem Kranz in die Kirche geht, wird mit 25 Pfund Geldstrafe geahndet."

Die Feldpolizei.

„Wer dem andern an Gärten, Wiesen oder Aeckern Zäune zerbricht oder davon Stücke wie Latten und Stecken hinwegführt, ist zur Strafe von 3 Pfund Heller verfallen. Wer des andern Feld überzäunt, überackert, überschneidet, übergrast oder übermäht, ist zu einer Strafe von 3 Pfund Heller verfallen und soll den Schaden ersetzen. Wer sein Vieh ohne Hirten austreibt oder es mutwilliger Weise in angebaute Weiden, Gräser oder Früchte außerhalb des Etters treibt und dadurch Schaden geschehen ist, der kommt zur Strafe, wenn es tags geschehen ist mit 5 Schilling, wenn es nachts geschehen ist, mit 10 Pfund Hellern. Wer einen fruchtbaren Baum umhaut, der soll zur Strafe von 1 Pfund Heller verfallen sein."

Die Waldpolizei.

„Ein jeder, der ohne Erlaubnis im Gemeindewald Holz haut, ist in folgender Weise zu bestrafen: Er soll seiner ordentlichen Obrigkeit, wenn es ein Einwohner war, 3 Pfund Heller und jedem Meier, der solches anzeigt, 3 Pfund Heller zahlen. Es hat aber die Obrigkeit Macht, einen Holzfrevler mit weiterer Ungnade bis zu 10 Pfund Heller zu bestrafen. Wilderer werden mit 10 Pfund Heller bestraft."

Die Feuerpolizei.

„Wer nachts ein Feuer oder Licht, das nicht verwahrt ist, über die Gasse trägt, oder ohne Laterne in die Ställe oder Scheuern nimmt, ist zur Strafe von 1 Pfund Heller verfallen. Das Dreschen bei Licht ist verboten.

Es soll niemand sein Werg oder seinen Hanf in der Stube hächeln bei Strafe von 1 Pfund Heller. Niemand soll in seinem Hause, noch in dem Etter Hanf noch Flachs dörren oder brechen bei Strafe von 1 Pfund Heller. Das Tabakrauchen im Walde und das Anbrennen von dürren Rainen wird mit 1 Pfund Heller geahndet." —

Das ist in den Hauptzügen das alte Dorfgesetz von Seebronn. Das andere Sülchgauorte mag ihm ähnlich gewesen sein. Es gibt uns einen Ueberblick über die am Orte damals geltenden Rechts- und Strafbestimmungen und zeigt uns, in welch schlichten, einfachen Bahnen Verwaltung und Rechtspflege damals sich bewegten: einfach im Vergleich zu den riesig großen, dem Laien heute nicht mehr übersehbaren Fülle von Gesetzen und Verordnungen der Gegenwart.

Aus alten Schriften.

(Stiftschronik von Weitenauer).

Von der Altenstadt-Kirch.

1268 ist die Kapell oder Kirch unserer lieben Frauen auf de ralten Statt geweihet worden, also der alten Statt Beschreibung am 4. Blatt (s. a. unten auf das Jahr 1657 davon mehr). Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß die Edlen von Ehingen als Zehntherren des Ortes nicht nur die Kirche auf der alten Statt, sondern auch die Klausen Kirche St. Remigii der Ehinger Pfarrkirch, samt der Filialkapelle oder Kirche in Niedernau erbaut haben. Also Herr Probst Johann Schön, ein über die Maßen erfahrener und belesener Mann in seiner Beschreibung der Altstadt am 7. Blatt.

Erbauung der Stadt Rottenburg.

1271. In diesem Jahr hat Graf Albrecht der Aeltere von Hohenberg 18 Jahre vor seinem Tod mit seinen Räten beratschlagt wiederum zu bauen und aufzurichten eine andere Stadt inmitten des Ortes, wo zuvor Landsort gestanden war, weil sein Vater Graf Burkhard von Hohenberg eine neue Burg, Kirchen und etliche Türme, wie schon gemeldet, aufrichten lassen hat; also um das Jahr 1271 angefangen — zu bauen die Stadt Rottenburg und diese seinem Land und seiner Herrschaft zugeeignet und daraus eine Hauptstadt des Hohenberger Landes gemacht. So ist also die Stadt Rottenburg durch wohlbedachte Herrn und Grafen und andere Edle und ehrbare Leute und alte Geschlechter in Erbauung gekommen und vollendet worden. So Luz von Luzenhard im 3. Brch Rottenburger Beschreibung.

Von der Stadt Rottenburg Namen.

Etliche wollen, diese Stadt habe von dem alten Schloß Rottenburg, nächst der Stadt gelegen, allwo die alten Grafen von Hohenberg gewohnt, den Namen bekommen. Das ist auch nicht unwahrscheinlich; denn es wird noch diese alte zerbrochene Burg „Alt Rottenburg" von gemeinen Landleuten, von Einwohnern aber wegen des darunter liegenden Weiler, die Weilerburg genannt, weil dieses Schloß lang zuvor, ehe die Stadt Rotenburg erbaut war, der Grafen von Hohenberg Residenz und Wohnung gewesen. Daraus ist auch wohl zu schließen, daß die Stadt von ihrer Burg den Namen bekommen. Die Stadt ist ferner begabt worden mit einem herrlichen anererbten Waffen, nämlich einem oben weiß oder silberfarben und unten rot oder rubinfarben abgeteilten Schild, den die Stadt Rottenburg in ihrem Panier, Siegeln und andern Orten zu Friedens- oder Kriegszeiten führt. Diese Stadt wird durch den Neckar in zwei Teile geschieden. Doch führt über den Neckar eine lange hölzerne Brücke und ein hoher Steg. Es werden diese Teile als ein Gemeinwesen durch vier Bürgermeister, von denen imer zwei das Amt tragen und einen Rat regiert, den großen Rat mit 48 und den alten Rat mit 24 Personen, darunter die 12 Richter; des Bürgermeisters Amt ist das höchste; dazu kommt noch ein Schultheiß, der über Malefiz und andere Sachen gesetzt ist zu strafen.

Dem Landesfürsten gehört allein der Stab und das Geleit mit aller obrigkeitlicher Gerechtigkeit, außer den Privilegien und Freiheiten, mit welchen die Stadt gar herrlich und reichlich begnadet worden ist.

Die Stadt hat zwei Pfarreien; die größere die Pfarr Rottenburg. Dazu gehören die, die über der Herrschaft Keltern hinwohnen. Die Pfarren scheidet der Dohlengraben am Schloß herunter, worein der Schüttstein aus der unteren Schloßküche ablauft.

Die Bewohner der Vorstadt bis zum Bären (Bärengäßle) erkennen alle die alte Pfarr Ehingen, wie auch die auf dem Unterwässer samt denen, die der Neckar durch den Mühlegraben abtrennt, also die zwei Herrschaftshöfe, die Herrschaftsmühlen und was dazu gehört, nicht weniger auch die in der Hammerschmiede, der Brunnen- und Papiermühle, Kalkweil. Das Weggental, obwohl es auch in dem Kalkweiler Bann liegt, will etliche Jahre der Pfarrer von Rottenburg behaupten. Dem widersprach aber Probst und Kapitel von Ehingen, wie in der Sache wegen Umtragen des hl. Sakraments am Fronleichnamstag. Meines Erachtens sollte es mit dem Mesner im Weggental so gehalten werden: wann solcher ein Haus zu Rottenburg hat, soll er dorthin pfarrig verbleiben; hat er aber ein Haus in der Pfarr Ehingen, soll er von dieser Pfarrei mit den heiligen Sakramenten versehen werden. Die Bürger und Inwohner am Neckar herüber gegen Mittag gesessen, samt der Walkenmühle, obern Herrschaftsmühle, Altstadt, Weiler, Schadenweiler, Ziegelhütte und Schützenhaus erkennen alle die alte Pfarr Ehingen, woraus auch zu ersehen ist, daß Ehingen lang vor Rottenburg gewesen, indem alle Mühlen dahin pfarrig sind.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.

Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.

№ 10 Samstag den 22. Oktober 1927 3. Jahrgang

Aus der Geschichte einer Landpfarrei.

Von E. Storz-Seebronn.

Auf einem erhöhten Platze inmitten des Ortes steht still und ruhig die traute Dorfkirche von Seebronn, aber stolz und keck streckt sie den Zwiebelturm zum Himmel. „Und wenn die Glocken klingen im frischen Morgenhauch, dann regt mit zarten Schwingen sich dort ein Glöcklein auch. Es weckt sein mildes Schallen die Vorzeit wunderbar" und kündet hell uns allen, wie 's einmal hier einst war. —

Seebronn war seit den ältesten Zeiten eine Filiale der Pfarrei Sülchen-Rottenburg. Alle Sonn- und Feiertage hielt, wie es scheint, ein Helfer dieser Pfarrei hier Gottesdienst. „Da aber die Benefizien in Rottenburg schlecht dotiert waren" und die Helfer beständig wechselten, zudem durch den weiten Umfang ihres Wirkungskreises in der Ausübung ihres Hirtenamtes sehr behindert waren, litt das religiös-kirchliche Leben der Filialgemeinde ziemlich stark.

Um dem Uebelstand abzuhelfen, vermachte die edle Erzherzogin Mechtilde im Jahre 1477 ihrem Rate Antonius v. Pforr, Kirchherr zu Rottenburg und dessen Amtsnachfolgern den großen und kleinen Frucht- und Weinzehnten, Güter und Gülten aus ihrem Seebronner Lehenshof. Trotzdem mußte Bischof Otto von Konstanz auf Vera der österreichischen Regierung und des Ra tes zu Rottenburg der dortigen Geistlichke „wegen nachlässiger Amtsverwaltun neue

Die in damaligen Zeiten laut verkün Verbesserung der Kirch et membris erhielt nun allgemeine un spannte Aufmerksamkeit, als im Luther als Reformator auf Der Chorherr zu St. Moriz in Ehing Johann Eicher und der Pfarr Martin in Rottenburg, Nikolaus Schedlin, predigten die neue Lehre und fa ab und zu auch geneigte bronn. Die Regierung aber war bemüht „das Volk bei den Ordnunge chen der alten Kirche zu erhalten." scheint im Jahre 1521 in Seebron ner Pfarrer, Heinrich Werner. Während nun ringsum Kirchen, Abteien, Prälaturen, Probsteien und Klöster protestantisch wurden, blieb Seebronn der „alten, löblichen, christlichen Religion" erhalten. Im Jahre 1546 ging der Ort samt Kirche und Pfarrhaus in Flammen auf. Die Kirche erstand zwar wieder als kleine Kapelle; aber die Mittel für ein neues Pfarrhaus fehlten. Darum erscheint Seebronn in der Folgezeit wieder als Filiale von St. Martin. Der Wunsch nach Wiedererrichtung einer eigenen Pfarrei aber blieb wach, und die Bemühungen der Gemeinde fanden nach und nach Gehör. Nach einer Entscheidung der Rottenburger Amtleute vom Jahre 1694 erhielt der Pfarrherr der Mutterkirche den Platz, worauf der ehemalige Pfarrhof zu Seebronn gestanden, zum Bau eines neuen angewiesen, und im darauffolgenden Jahre entschied die Regierung zu Innsbruck, daß „zu Errichtung einer Curatie in Seebronn 60 fl. aus der Fabrik zu applizieren seien."

Der Weg zur eigenen Pfarrei aber war noch mit vielen Opfern verbunden. Das alte Dorfkirchlein war inzwischen viel zu klein und baufällig geworden. Es mußte im Jahre 1755 abgebrochen werden. Auf seiner Stätte erstand eine neue Kirche, die heutige Pfarrkirche. Von ihrer Einweihung kündet folgendes Dokument: „Wir, Franz Karl Josef Fugger, Reichsgraf zu Kirchberg und Weißenhorn .. Durch Gottes und Apostol. Stuhles Gnade, Bischof von Domitiopolis, Domherr an der Kathedrale zu Konstanz und Generalvikar des H. H. Kardinals Franz Konrad von Rodt, Bischofs von Konstanz, machen kund und bezeugen, daß wir am 21. August 1762 die Kirche zu Seebronn und ihren Hochaltar zu Ehren des hl. Apostels Jakobus des Aelteren, den Altar auf der Evangelienseite zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und den Altar auf der Epistelseite zu Ehren des hl. Martyrers Sebastian und des hl. Rochus geweiht haben und bestimmen als Jahrestag dieser Kirchweihe den auf das Fest des hl. Apostels Bartholomäus folgenden Sonntag."

Im Jahre 1774 wurde das Verlangen nach einem eigenen Pfarrer aufs neue zur Sprache gebracht und eine eigene Kommission dafür gewählt, die die Sache unter der tätigen Mitwirkung des damaligen Schultheißen Fr. Adam Schach energisch betrieb und in ihrem Landsmann, Thaddäus Schach, K. K. Regierungsrat zu Freiburg einen warmherzigen Gönner und Anwalt ihrer Bestrebungen fand. 1779 haben sodann die hiesigen Großzehntherren: die Universität Freiburg, das Spital von Rottenburg, das Chorherrenstift Ehingen, das Stift Kreuzlingen und der hiesige Heilige das Pfarrhaus gebaut, wobei die Gemeinde Frondienste leisten mußte. Eine Scheuer wurde nicht gebaut, die Großzehntherren hatten die Pflicht der Unterhaltung des Baues bis zur Zehntablösung am 9 Februar 1855.

Nachdem die Notwendigkeit eines eigenen Pfarrers anerkannt war, ging der alte Wunsch der Gemeinde unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia endlich in Erfüllung. Unter dem 16. März 1780 wurde nach einer allerhöchst landesfürstlichen und bischöflichen Resolution Seebronn von der Pfarrei Rottenburg getrennt und zu einer selbständigen Pfarrei erhoben und gleichzeitig zu deren hinlänglicher Congrua 50 Messen aus der Hirschauer Kapelle hierher transferiert. Die Seebronner Pfarrgemeinde wurde aller Verbindlichkeiten an ihre alte Mutterkirche entbunden und auf ihre neue Pfarrkirche eingeschränkt, in die durch bischöflichen Erlaß vom 20. Oktober 1844 in Uebereinstimmung mit der Staatsbehörde die Katholiken in Remmingsheim von Rottenburg umgepfarrt wurden.

Am 30. März 1781 wurde der erste ständige Pfarrer, Josef Anton Hagenbuch, feierlich investiert. Das Patronatsrecht stand bis 1875 der Universität Frei-

burg i. Br. zu. „Nachdem der Senat der Universität infolge des Vollzugs der Ablösungsgesetze nach eingeholter Genehmigung des Großherzoglich Badischen Ministeriums des Innern auf das ihm seither zugestandene Patronat auf die Pfarrei Seebronn verzichtet hat, ist die Kirchenstelle unter dem 5. März 1875 der freien Kollatur des Bischofs von Rottenburg anheimgefallen."

In der von Pfarrer Hagenbuch 1781 abgegebenen Fassion gibt er die Einkünfte und das Vermögen der Pfarrei Seebronn folgendermaßen an:

I. Eigentümlich hieher gehörige Realitäten:

1) Kleinzehnt von Reps, Hanf, Erbsen und Kernobst = 16 fl. 30 kr.
2) Widdum Ertrag von 13½ Jauchert Ackerfeld und ¾ Jauchert Wiesen = 68 fl. 37 kr.
3) Holzertrag von 7½ Morgen Wald = 17 fl.
4) Gemeinde-Güterertrag = 20 fl.
5) Gültfrüchte vom Heiligen (Korn pro Malter = 3 fl., Roggen pro Malter = 5 fl.) Haber pro Malter = 2 fl; Erbsen das Viertel = 20 kr.) = 61 fl. 50 kr.

II. Gestiftete Realitäten:

5 Malter Roggen für 50 hl. Messen = 25 fl.

III. Eigentümliche Kapitalien:

1) Jährlicher Hellerzins = 1 fl. 16 kr.
2) Jährliche Kompetenz von der hohen Schule zu Freiburg als Patronus Beneficii von 1000 fl. Kapital (ein Drittel des Großzehnten) = 50 fl.
3) Kapitalzins aus einer Schuld Schwalldorfs und Wendelsheim = 22 fl. 9 kr.
4) Kirchensteuer = 2 fl. 1 kr.
5) Jährliche Präsenzgelder = 5 fl. 85 kr.

IV. Gestiftete Kapitalien:

12 Jahrtage = 7 fl. 50 kr.

V. Einkünfte:

Von gestifteten und eigentümlichen Realitäten = 208 fl. 17 kr.
Zinsen von den eigentümlichen und gestifteten Kapitalien = 89 fl. 1 kr.
Von sämtlichen Stolerträgen = 8 fl.
Von verschiedenen Zuschüssen = 12 fl. 40 kr.

VI. Passiv Kapitalien und Schulden:

verteilt u. a. auf Meßnerlohn, dem Heiligen abzugebende Gültfrüchte und Türkensteuer = 171 fl. 23 kr.

Gesamtes Reineinkommen pro Jahr = 443 fl. 13 kr.

Von 1799 ab wurde auch die Hälfte des Laien-, Heu- und Blutzehnten der hiesigen Pfarrei als Besoldungsteil überlassen. — Seit Errichtung der Pfarrei hatte der jeweilige Dorfschullehrer mit der Uebernahme der Schulstelle zugleich die Pflicht übernommen, den Mesnerdienst zu versehen. Auf Grund eines staatlichen Gesetzes erfolgte auf 1. Januar 1901 hier die vollständige Trennung dieses Dienstes vom Schulamt, nachdem bereits am 1. Juni 1894 ein Abbau der Verpflichtung des Lehrermesners erfolgt war. An der Verpflichtung der Volksschullehrer zur Uebernahme der kirchenmusikalischen Aemter wurde festgehalten, bis im Jahre 1920 auch diese Dienste auf Grund der neuen staatlichen Gesetzgebung „ihren Zwangscharakter verloren" und vertraglich geregelt wurden.

Pfarrer Hagenbuch fand in dem neuen Pfarrort viel Arbeit vor und stieß in seiner Amtszeit auf viel Widerstand, bald bei den Großzehntherren, bald bei der Patronatsherrin, ab und zu sogar bei seinen eigenen Pfarrkindern. „Aber er ließ sich den Schild mit Pfeilern spicken und tät nur spöttisch um sich blicken." Das Ziel schwebte ihm klar vor Augen.

Eine genaue Gottesdienstordnung wurde aufgestellt und schöne deutsche Lieder eingeführt; nachmittags war Rosenkranz, der vom Jahre 1807 der deutschen Vesper und der deutschen Andacht Platz machen mußte, freilich nicht ohne besondere Begleiterscheinungen. So meldet die alte Chronik: „An Jakobi 1807 wurde hier die erste deutsche Vesper aus dem Tübinger Gesangbuch gesungen. Die meisten Anwesenden liefen zur Kirche hinaus. Die Chorsänger schwiegen und ließen den 17jährigen Lehrgehilfen, Konstantin Fischer, die Orgel spielen und allein singen."

Besonders festlich begangen wurden die verschiedenen Primizen, das erste Herz-Jesu-Fest im Jahre 1866, das Jubiläumsjahr 1900, das 50jährige Jubiläum der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariä am 8. Dezember 1904 und das Lourdesjubiläum am 11. Februar 1908. Unvergeßlich bleibt der erste Mobilmachungssonntag des Jahres 1914, an dem H. H. Generalvikar Dr. Sproll, unser heutiger Bischof, als Stellvertreter des in Urlaub weilenden Pfarrherrn den Gottesdienst hielt und im Anschluß an das Sonntagsevangelium „vom großen Tage der Heimsuchung" predigte. —

Die einfache Kirche wurde nach und nach zu einem schmucken Gotteshaus ausgebaut. Am 24. Februar 1783 wurde der von der edlen Jungfrau Agatha Schiebel gestiftete und von ihrem Bruder, Ignatius Schiebel in Rottenburg gemalte Kreuzweg durch H. H. Franziskanerpater Cäsarius aus Horb eingesegnet. Am 14. März 1897 konnten die neuen Stationen durch H. H. Dompräbendar Rieg-Rottenburg eingeweiht werden. Die Bilder wurden von Frl. Freudenreich-Ochsenhausen um 400 M gemalt, von Bildhauer Halder-Aulendorf um 280 M gerahmt. Die Kosten wurden durch freiwillige Gaben bestritten.

Durch Bewilligung der hohen Landesstelle erhielt die hiesige Dorfkirche 1788 aus der Rottenburger Exjesuitenkirche einen Seitenaltar, der hier als Hochaltar eingerichtet wurde, ferner 4 Meßgewänder und 2 mit Silber garnierte Reliquienkästchen, welche in den hiesigen Nebenaltären untergebracht, 1895 aber Bildhauer Halder-Aulendorf gegen 125 M zur freien Verfügung gestellt wurden. 1790 wurde die prachtvolle Kanzel aus der Exjesuitenkirche Rottenburg um 44 fl. an die hiesige Kirche abgetreten und am ersten Adventssonntag das erstemal darauf gepredigt.

Im Jahre 1854 erfolgte eine Restauration des Hochaltars, der Chorgestühle und der Kanzel. Die Decke des Chores wurde blau mit goldenen Sternen und mit Freskogemälden (Jakobus major, Johannes Ev., Christus mit dem Kreuz und Maria mit dem Jesuskinde) gemalt. Die sehr gute Ausführung geschah durch Maler Kaltenmark-Rottenburg. Nachdem bereits 1805 wegen Platzmangel eine 2. Empore eingebaut worden war, wurde 1854 die erste Empore erweitert und die durch Orgelbauer Klingler-Stetten bei Haigerloch restaurierte und mit 3 weiteren Registern versehene Orgel in die Mitte gestellt. Nachdem 2 hiesige Bürger zwei Fünftel der etwa in Rechnung kommenden Gesamtkosten zur Anschaffung einer neuen Orgel gespendet hatten, nahm sich auch die übrige Einwohnerschaft der schönen Idee tatkräftig und opferbereit an. Lehrer Schorp und Zimmermeister Melchior Scheck hatten sich verpflichtet, die Almosen zu sammeln. Am 24. November 1907 war die feierliche Einweihung der neuen, von Orgelbaumeister Walker-Ludwigsburg um den Preis von 5300 M erstellten, 23registrigen Orgel.

Unter Pfarrverweser Burkert wurde 1882 eine allgemeine Restauration der hiesigen Pfarrkirche eingeleitet, die mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1903 dauerte. 1883 wurde ein neuer Hochaltar aufgestellt, um den Preis von 4000 M erbaut von Altarbauer Vollmer-Rottenburg. Am 6. Juni 1895 wurde anläßlich einer Firmung in der hiesigen Pfarrkirche der Hochaltar durch H. H. Bischof Dr. Wilhelm von Reiser konsekriert und die Reliquien der hl. Emeritius und Jucunda niedergelegt.

Im Jahre 1894 folgten die beiden Seitenaltäre von Altarbildhauer Halder-Aulendorf, die neue Kommunionbank, der neue Taufstein, ein neuer Kirchenboden, eine Neuausmalung durch Kunstmaler Dehner-Rottenburg. Die neuen Chor- und Kirchenfenster, die Stiftung der schmerzhaften Mutter Gottes Statue u. a. Die Gesamtkosten beliefen sich auf ca. 16000 M. Da im Jahre 1865—66 wegen Geldmangel nur die Hälfte der Kirchenbänke renoviert werden konnte, erfolgte im Spätherbst 1902 durch hiesige Schreiner die Neuerstellung der zweiten Hälfte. Die elektrische Beleuchtung der Kirche, mit einem Kostenaufwand von ca. 1000 M im Jahre 1920 durchgeführt, wurde, dank einer edlen Stifterin, gekrönt durch Aufhängen eines eisengetriebenen Kronleuchters, verfertigt durch die kunstvolle Hand des Schlossermeisters Weiß-Seebronn, der 1925 selber noch einen Strahlenkranz um das Muttergottesbild stiftete, dessen Beleuchtung durch eine Gabe des hiesigen Frauenbundes ermöglicht wurde. Im Jahre 1924 hat ein warmherziger Gönner der hiesigen Kirche, Christian Elsässer, den Hochaltar, die Seitenaltäre, die Kanzel und den Taufstein unentgeltlich erneuert und vergoldet und 1925 für eine neue Fahne, die Jakobusfahne, kollektiert, die von Schweizer-Rottenburg geliefert wurde. Im Sommer 1926 erfolgte eine Renovation des Kirchendaches.

Der Kirchturm mit dem österreichischen Doppeladler und dem Familienwappen des Erblandvogtes von Hohenberg, Freiherrn von Ulm und der Kreuzigungsgruppe, wurde 1705 erbaut und blieb für die neue Kirche stehen. In dem Knopf auf der Kuppel liegt eine Urkunde, die besagt: „Anno 1771. den 15. April. wurde die Kup-

pel des Turmes, welche 1754 und 1757 durch die Wut tobender Gewitter sehr stark verletzt wurde, neu gebaut. Anno 1850 wurde die Kuppel mit neuem Holzwerk versehen und mit neuem Blechbeschläg belegt. Der von der Heiligenpflege bestrittene Kostenaufwand beträgt an Zimmerarbeit 100 fl. und an Flaschnerarbeit 600 fl. Anno 1867 vom 20. bis 28. August wurde der Knopf und der oberste Helmteil von Zimmermeister Scheck restauriert, weil die vor 17 Jahren schlecht eingesetzte Helmstange sich senkte, immer loser wurde und hiedurch dem Wasser Einfluß gewährte, der allmählich die Turmspitze bis zu 2½ Schuh abwärts faulig machte, so daß genannter Stange der Herabsturz drohte. Die abgenommenen 2½ Schuh des verfaulten Helmteiles wurden wieder ersetzt und so die vorige Höhe des Turmspitzes wieder hergestellt.

Der von der Gemeinde bestrittene Kostenaufwand beträgt 115 fl." 1894 erhielt der Turm ein Kupferdach und einen Blitzableiter. Am Sonntag nach Neujahr 1914 riß der Sturm einen großen Teil der Platten ab. Sie wurden mit ziemlich hohen Kosten im Sommer 1914 wieder hergestellt. (F. f.)

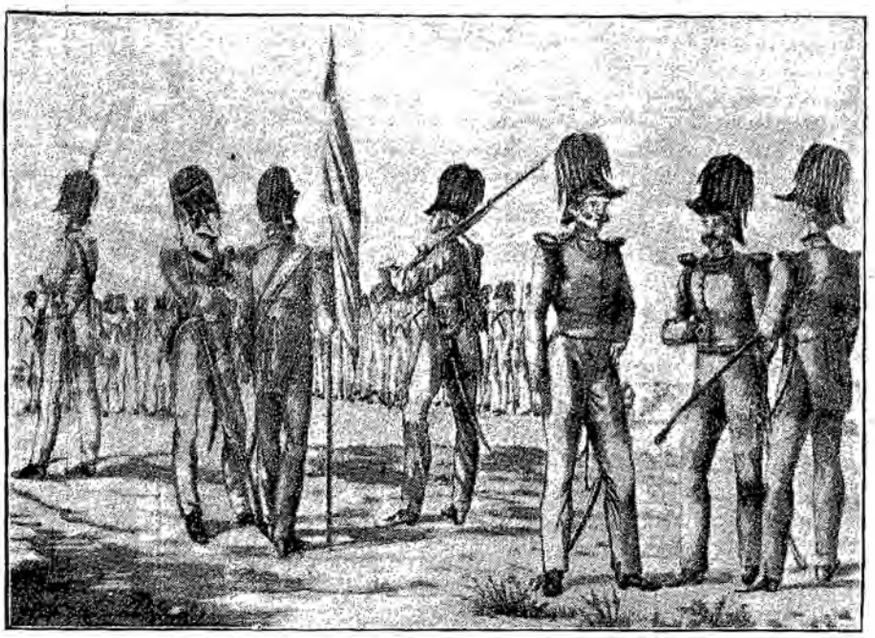
Von der Rottenburger Bürgergarde.

Von E. Haug.

II.

Allerdings scheint sie in unserer Stadt wieder sehr bald neuerrichtet oder wenigstens wieder belebt worden zu sein, während viele andere erst wieder auf besonderen königlichen Wunsch im Jahre 1828, ins Leben traten.

Denn vom Jahr 1814 berichtet Haßler, daß im Jahr 1814, als der Landsturm gebildet wurde, Rottenburg Kompagniestadt wurde. Eine Kompagnie sollte 250 Mann stark sein. Näheres ist nicht zu erfahren (S. 332), ebensowenig vom Anfang der Nationalmiliz im Jahr 1815 (S. 340). Dafür erfahren wir, daß 1815 Florian Gerbert, ehemaliger K. . K. Leutnant und nachheriger Oberleutnant bei der Schwäb. Landmiliz Kommandant der freiwilligen Bürgergarde war. (S. 341). Eine spätere Notiz nennt das Jahr 1817 als Neugründungsjahr; mit welchem Recht ist nicht erwiesen.



Die Offiziere der Bürgergarde vom Jahre 1810.

Der Besuch Kg. Wilhelms I. hatte für die Bürgerwehr den Erfolg, daß sie 80 Gewehre als Geschenk erhielt. Sie hatte beim Besuch des Königs am 3. Sept. 1817 keine kleine Rolle gespielt. Der sie hierher bringende Wagenmeister erhielt dafür vom Rat 22 fl.

Haßler erwähnt schon 1806 und wieder bei diesem Besuch die Musikkapelle der Bürgergarde. Wie es mit der damaligen seine Bewandtnis hatte, weiß man nicht, denn erst am 13. 4. 1818 wurde in der Magistratssitzung ein Gesuch des Karl Kamesaska über die Errichtung einer eigenen Musik beraten. Der Rat warf dafür 150 fl. aus. Das Bürgerkollegium machte gleich den klugen Vorschlag, das Inventar in städtisches Eigentum überzuführen, und es der Bürgergarde leihweise zu überlassen, natürlich mit der Auflage, alles in gutem Zustand zu halten. Die Kapelle sollte 25 Mann zählen. Das wegen der Sache befragte Offizierkorps machte den gleichen Vorschlag, denn Kamesaska brauche sein Geld selber. Der für seinen Gedanken tätige Mann brachte durch Sammlung dann auch 107 fl. 45 cr. zusammen, womit natürlich noch lange nicht alles gedeckt war. Das Offizierkorps setzte sich damals zusammen aus Kommandant Gerbert, Hauptl. Heberle und Beck, Oberleutnants Gwinner und Letzgus, Unterleutnants Hofmeister und Johann Kamesaska, Karl Kamesaska Rechnungsführer.

Insgesamt aber betrugen Kamesaskas Auslagen 635 fl. 58 cr., weshalb er das Oberamt und den Stadtrat um Beiträge angeht. Die Stadt gab darauf als „Diät" jeweils an Fronleichnam 22 fl. Der Rechnungsführer legte für seine Gelder ein Heft an, aus dem wir entnehmen, daß die Herrschaft 4 Imi Wein stiftete, die aber im Jahr 1818 noch für das vorige Jahr ausstanden. Unter den Ausgabeposten finden sich Rechnungen für einzelne Instrumente, ab 1. Juli 1816, für Musikalien, Abschreibegebühr, Lichter bei den Proben, die zweimal wöchentlich stattfanden. Welche Farbe die Uniform hatte, ist nicht zu finden. Die Musik hatte Federbüsche, weiß bortierte Hüte, rote Epauletten, und Portepées, Säbel mit eisernem Griff und lakierte Koppeln. Alles ist für 25 Mann vorhanden.

Hätte man den oben erwähnten vernünftigen Vorschlag angenommen, so wäre alles in schönster Ordnung gewesen. So brachte Kamesaska 3 Jahre später eine Rechnung ein, nach der er noch 421 fl. 11 cr. von der Errichtung her gut hatte. Die Sache kam am 8. November 1821 vor den Rat; es wurde eine Prüfungskommission ernannt, die von der Rechnung 70 fl. 29 cr. strich.

Aber was mit dem Rest anfangen? Man sagte sich mit Recht, wenn man jetzt die Instrumente verkaufe, so werde sich auch das „vor einigen Jahren gebildete Bürgermilitär" auflösen, was doch wegen der „Bequemlichkeit an Festtagen" und wegen der für die Mitglieder kostspielig gewesenen Uniformierung nicht geschehen könne. Also ging der Vorschlag dahin, daß man die Schuld eben auf die Stadtkasse übernehme, was denn auch beschlossen worden ist. So hatte die Stadt jetzt 350 fl. 42 cr. zu berappen, und war dafür Eigentümerin der Gegenstände, die jetzt nur noch benützt werden durften, wenn das Militär ausrückte für Erhaltung und Verwahrung der Instrumente wird Kamesaska verantwortlich gemacht.

Die Bürgergarde selbst aber verlangte, daß bei einer ohne ihren Willen erfolgten Auflösung ihnen die Garantie gegeben werde, daß ihnen die zur Musik beigetragenen 150 fl. wieder ersetzt werden. Also auch sie hatten für die Gründung Opfer gebracht. Man vertröstete sie damit, daß eben in diesem Fall der Erlös im Verhältnis der geleisteten Beiträge verteilt werden würde.

Der damals von der Stadt bewilligte Beitrag von 150 fl. wurde dem Kaufmann Bellino für Stofflieferung übergeben; dieser kam aber nun und wollte den Rest seines Guthabens nebst Zinsen mit 126 fl. 40 cr. Er wird wohl seine Forderung auch erhalten haben, es findet sich über diesen Posten nichts mehr bei den Akten.

Wie es scheint, war die Tätigkeit der Bürgergarde bei der Fronleichnamsprozes-

sion eine Zeitlang nicht mehr so gewesen wie früher. Am 8. Mai 1826 richtet der Rat an das Ministerium des Innern die Bitte, es möge dem früheren Herkommen gemäß der städtischen Bürgergarde gestattet sein, bei der Prozession außerhalb der Stadt zur Erhöhung der Feierlichkeit beim Absingen der vier Evangelien Salven abzugeben. Das Gesuch wurde „ausnahmsweis genehmigt." Das Oberamt aber wird mit der Aufsicht darüber beauftragt, und fragt nochmals an, ob während der 4 Evangelien geschossen werden wolle. Ganz im Bild scheint es nicht gewesen zu sein.

Das Jahr 1827 brachte wieder einmal Unzuträglichkeiten. Ein Oberleutnant Grüner habe gegen die Gardisten Ausdrücke gebraucht, die eine Absicht vermuten lassen, daß er es zu hintertreiben versuchen werde, daß die Stadtgarde die Nachtwache versehe, und dafür Personalfreiheit erhalten solle. Hauptmann Letzgus, Leutnant Edelmann und Oberfeldwebel Holzherr erklären, daß die Soldaten der 2. Kompanie nicht mehr ausrücken werden, wenn ihnen seitens des Olt. Grüner nicht Genugtuung geleistet werde. Der Rat beschloß, die Offiziere sollen die Leute beruhigen, und der Schuldige solle beim nächsten Ausrücken die geforderte Ehrenerklärung abgeben.

Zugleich wird der ehemalige Quartiermeister Schnell als Rechnungsführer mit Leutnantsrang ernannt.

Unterzeichnet ist die Eingabe von den Offizieren: Erath, Stadtschreiber, Heberle, Letzgus, Edelmann, Steiner, Xaver Edelmann, F. Entreß, Holzherr. Ob vorher die Bürgergarde Statuten besaß, ist mangels an Nachrichten nicht festzustellen; gedruckt finden wir ein Heft, das 1828 vom Oberamt genehmigt wurde.

Als Zweck wird angegeben: die Aufrechterhaltung der Ordnung als Hilfstruppe der Polizei, und außerdem soll sie bei Festlichkeiten und feierlichen Aufzügen aller Art auf eine der hiesigen Stadt würdige Weise beitragen. Die Paragraphen über Eintritt und Ausschluß, Allgemeine Rechte und Pflichten berühren uns nicht näher, wohl aber die Zusammensetzung. Es sind 2 Kompanien, von gleicher Stärke vorgesehen. Zu einem Bataillon vereinigt. Jede Kompanie soll je einen Hauptmann, Oberleutnant. Unterleutnant, Oberfeldwebel und Feldwebel haben, dazu sechs Obermänner (Unteroffiziere nach der heutigen Bezeichnung). Der Kommandant ist der Stadtschultheiß; wenn dieser ablehnt, ist er zu wählen. Er hat einen Adjutanten und Oberfourier oder Gardequartiermeister je mit Leutnantsrang Bei der Musik hat der Kapellmeister den Rang eines Oberfeldwebels, die Musiker den von Obermännern. Die Offiziere werden von der Garde gewählt, die Unteroffiziere von den Offizieren. Die Waffe der Offiziere ist der Säbel, nach damaliger Art in Leiderscheide an schwarzlakiertem Unterschnallkoppel mit gelbem Schloß. Kommandant und Adjutant haben Schleppsäbel und Anschraubsporn.

Auch das Verhältnis zum eigentlichen Militär, das den Vorrang vor der Bürgergarde hat, und Bestimmungen über das gegenseitige Grüßen sind eingeschlossen. Die weiteren Punkte und Bestimmungen aufzuzählen wird wohl wenig dankenswert sein.

Im gleichen Jahr wandte sich das Interesse des Königs den Bürgermilizen zu; ein Schreiben vom 7. Mai 1828 verlangt die Antwort auf folgende Fragen: Name der Miliz, Zahl und Dienstgrad der Offiziere, Zahl der Mannschaften vom Feldwebel abwärts, Armatur und Dienstkleidung, die Bestimmung und Dienstverrichtungen, etwaige Belohnungen, und Nachrichten über Gründungszeit u. s. w. Das Bestreben ging dahin, diese Einrichtung weiter im Lande zu verbreiten. Am 19. Juli 1828 kommt ein gedrucktes Rundschreiben der Kreisregierung an die Oberämter (Reg. des Oberamts), aus der wir erfahren, daß an 28 Orten solche Milizen bestanden, die zusammen 1986 Mann und 117 Offiziere umfaßten. Geeignete Gemeinden sollen zu einer Erklärung aufgefordert werden, unter welchen näheren Bestimmungen sie eine solche aufstellen würden. Interessant sind die Antworten, die das Oberamt daraufhin erhielt.

Mössingen und Ofterdingen lehnen das Ansinnen der Kosten wegen ab; auch Bodelshausen würde es tun, wenns nichts kosten würde. Ergenzingen hat 6 Mann Uniformierte, Hirrlingen 6 Mann nichtuniformierte, aber weitere will man der Kosten halber nicht aufstellen.

Wie aber Rottenburg dazu kommt, bei anderen Städten anzufragen, wie man sich dort zu verhalten gedenke, ist nicht erklärlich. Man hatte doch schon eine Bürgergarde. Die Antworten lassen im übrigen erkennen, daß man an anderen Orten über das Ansinnen nicht sonderlich erbaut war. Die Ludwigsburger befürchten sogar, es möchte dies der Anfang einer zwangsweise eingeführten Nationalgarde sein. Rottenburg suchte auch den Kosten auszuweichen; jeder Bürger, der nicht beitrete, solle 1 fl. 30 cr. Beitrag (ob einmal oder jährlich, ist nicht ersichtlich) leisten. Die Kreisregierung verbietet aber diese Sondersteuer.

Aus alten Schriften.

(Fortsetzung).

Dieser zweifachen Stadt Rottenburg ud Ehingen, Mauern, Zwinger, Gräben und Kriegswehr sind zwar ziemlich gut, halten aber den jetzigen harten Kriegsstürmen nicht stand.

Ihre Bürger und Einwohner sind ein Volk sehr arbeitsam und es geht schier niemand müßig! Mann und Weib lieben sonderlich die katholische alte Religion, gehen fast alle täglich zu einer hl. Messe und besuchen die Kirchen fleißig; nach dem Pfarrgottesdienst gehen sie vielfach in die Klosterkirchen, namentlich aber in die Kapelle unserer lieben Frau auf der Altstadt und ins Weggental, wo sie auch außer der Fastenzeit oft noch beichten und das hl. Sakrament des Altars empfangen. Innerhalb der Mauer und Pfarrei Rottenburg liegen neben der Pfarrkirche St. Martinus noch zwei Kirchen und Klöster, die der Karmeliter und die der Jesuiten, ferner das Rathaus. Innerhalb der Ehinger Mauer liegen ein ansehlicher und wohlvermöglicher Spital, zwei herrschaftliche Mehlmühlen, eine Lohmühle für die Rotgerber, eine Oelmühle als zwei Erblehen von Oesterreich und das Schlößle derer von Bochingen.

Es waren allhier auch zwei Bäder dem Spital zuständig; eines bei dem Kiebinger Tor, 1644 bei der allgemeinen Feuersbrunst verheert, liegt heute noch öde und wüst, das andere hinter dem Spital bei dem Weschtörle, besteht noch. Dessen Wasser hat die Tugend, gleich dem Zeller Bad, enthält Alaun, Kupfer, ein wenig Schwefel und Eisen, ist probiert worden durch den edlen hochgelehrten Herrn Keller den Aelteren, der Arznei Doktor. Es hilft ein Baden und Trinken, wie folgt. Erstlich für Verstopfung der Leber und Milz wunderbarlich, für Irrgang der Galle und alle Fieber, für Gelbsucht vortrefflich; grobe, zähe, widerwärtige Feuchtigkeit; kalte feuchte Magen; cholericos, die warmer und trockener Natur sind, alle Fluß- und Gliedschmerzen, (es ist mir selbst darin wohl bekommen vor sieben Jahren), gegen hündische Appetit und Lust, unheilsame Wunden, alte Geschwüre, Fieber und Cholera, vierzigtägige Fieber, gegen müde Glieder und für das Zipperle besonders. Du kannst und magst selbst auch die Tafel im besagten Spitalbad besehen und lesen.

Die Stadt Rottenburg hat auch in sich viel saubere Brunnen, vier Röhrenbrunnen und gar viele Galgen- oder Schöpfbrunnen, alle reich und rein mit sauberem Wasser; besonders ist zu rühmen, der Rohrbrunnen auf dem Marktplatz vor der St. Martinskirche, welchen Frau Mechtild hat machen lassen.

Die Stadt ist begnadet mit zwei Jahrmärkten, neben 2 Wochenmärkten auf den Donnerstag und Samstag. Den einen Jahrmarkt aber legt das Fest der hl. Dreifaltigkeit, den andern das Fest Allerheiligen auf den nächsten Montag nach denselben; vor diesem legte diesen letzten Jahrmarkt das Fest des hl. Mauritius; jetzt ist es aber zurückgelegt und transferiert worden, damit man zum Markt schon neuen Wein haben möge und die Rebleute durch den Herbst und Wein besser Festen und mit mehr Lust einkaufen mögen.

Zu Ehingen liegt am Neckar bei der Brücke eine Behausung, der Nussert genannt, den Armbrustschützen zugehörig, welche Behausung die Erzherzogin Mechtild einer Gesellschaft der Stahlschützen frei geeignet und geschenkt. Da wurde jährlich zu Sommerszeit noch bei manns Gedenken mancherlei Kurzweil geübt. Es gab auch die Herrschaft Gaben über den Neckar zu schießen. Nach der Rottenburger Brunst 1644 wurde dieses Gebäude von den Herren der Stadt lang als Rathaus gebraucht und 1697 bewilligt zu einer eigenen Schul für die Ehinger.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Bartmann

Gäuhgauer Echo
Rottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote.
№ 11 Samstag den 19. November 1927 3. Jahrgang

Zum 800jährigen Jubiläum der ersten Kirchweihe in Niedernau.

Auf 12. November 1927.

Von Pfarrer Wolf, Niedernau.

In Dr. Joh. Evang. Weitenauers Liber Traditionum vom Jahre 1678, kurzweg Stifts-Chronik genannt, findet sich Folio 18 zum Jahre 1127 ein Eintrag, der in einer heute verständlicherer Schreibart also lautet:

„1127. XIIII. kal. 8bris. das ist den 18. Tag (des) Herbstmonats (nämlich des Septembers) ist die Kapelle oder (kleine) Kirche Sanct Conrads zu Niedernau — ohne allen Zweifel so fügt der Chronist von sich aus bei, das Jahr zuvor erbaut — geweiht worden von dem ehrwürdigen H. Bischof Ulrich II. von Constanz (a venerabili Domino Vdalrico secundo episcopo Constantiensi")

Und nun teilt der Chronist unter Berufung auf zwei heute leider nicht mehr erhaltene handschriftliche Quellen, nämlich auf das Niedernauer Seelbuch oder Stiftungsbuch sowie auf die Alt Statt Beschreibung Johann Schön's, des damaligen Stiftspropstes, weiter mit, daß die Kirche in Niedernau eine „filia S. Remigii" also eine Tochter- oder Filialkirche der alten Ehinger Pfarrkirche zum hl. Remigius gewesen und daß der ganze Zehnten zu Niedernau „S. Remigii", d. h. dem jeweiligen St. Remigiuspfarrer zu Ehingen gehörte, welcher „allwegen das Dorf Niedernau durch einen seiner Kapläne oder Helfer von Haus aus versehen" habe. Seine Nachricht über die Kirchweihe zu Niedernau aber wußte der Stiftschronist nach seiner eigenen Angabe nur vom Hörensagen (ex auditu). Darum drängt sich von selbst die Frage auf: Darf diese Nachricht als gesicherte geschichtliche Tatsache gelten oder sprechen innere Gründe gegen ihre Glaubwürdigkeit?

Die Kirche in Niedernau
Nach einer Zeichnung vom Jahre 1706.

Um diese Frage beantworten zu können, muß unsere Kirchweihnachricht nach drei Gesichtspunkten geprüft werden, nämlich einmal daraufhin, ob Bischof Conrad von Constanz damals schon heiliggesprochen war, sodann ob Ulrich II. am 18. September 1127 schon geweihter Bischof von Konstanz war und somit die Kirche konsekrieren konnte und endlich ob der Stil der damaligen Kirche mit der zu jener Zeit üblichen Bauweise übereinstimmt.

Nun also fürs erste: War Konrad, der vom Jahre 934 bis 975 den bischöflichen Stuhl zu Konstanz inne hatte, am 18. September 1127 schon heiliggesprochen? Der Jesuitenpater Karl Richtstätter hat ihn unter „Die Heiligen des letzten Jahrtausends", die von Päpsten heiliggesprochen worden sind, nicht aufgenommen (Stimmen der Zeit, Band 112, S. 83). Und doch hat sich einer seiner Nachfolger, nämlich Ulrich I (1111 bis 1127) um seine Heiligsprechung nicht bloß mit allem Eifer bemüht, sondern sie auch wirklich durchgesetzt; am 28. März 1123 wurde Bischof Conrad auf der Lateransynode zu Rom von Papst Calixt II., der vom 2. Februar 1119 bis zum 9. Febr. 1124 regierte, heiliggesprochen. Das Original der Heiligsprechungsurkunde, welches die bischöfl. Abgesandten: der Konstanzer Vizedom Heinrich und ein Mönch aus dem Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg namens Udalschalk, der Verfasser der ersten in Rom geprüften Lebensbeschreibung Bischof Conrads ihrem Herrn heimbrachten, kann heute noch zu Freiburg i. B. eingesehen werden. In Richstätters ca. 150 Namen umfassender Zusammenstellung muß deshalb nach der ersten feierlichen Kanonisation, nämlich der des deutschen Bischofs Ulrichs von Augsburg i. J. 993, nicht

die des Fuldaer Benediktinerabtes Sturmius, sondern die des Konstanzer Bischofs Conrad folgen. Es stand also nichts im Wege, ihm zu Ehren i. J. 1127 die neugebaute Kirche zu Niedernau zu weihen.

Schon etwas heikler ist die zweite Frage: ob nämlich Ulrich II. an dem angegebenen Kirchweihtag schon Bischof von Konstanz gewesen ist. Sein unmittelbarer Vorgänger Ulrich I. wurde im August des Jahres 1127 von der „königlichen Krankheit (regio morbo)?" befallen und am 27. August desselben Jahres erlag er ihr. Ist nun wirklich eine so rasche Aufeinanderfolge der Beerdigung des verstorbenen und der Wahl, Bestätigung und Konsekration des neuen Bischofs- nämlich Ulrich II. denkbar, daß der Neukonsekrierte am 18. September, also nur drei Wochen später, in Niedernau die neugebaute Kirche einweihen konnte? Als schlechterdings unmöglich wird es nicht bezeichnet werden müssen, denn man wird die Gewohnheiten und Rechtsverhältnisse der Gegenwart nicht ohne Weiteres auf jene Frühzeit übertragen dürfen und außerdem ist urkundlich nachweisbar, daß Ulrich II. wenigstens schon am 21. September 1127 Bischof von Konstanz gewesen ist. (P. Ladewig und Th. Müller, Regesta episcoporum Constantiensium T. I. p. 92). Allein trotz alledem kann man der Zweifel an der Richtigkeit dieses Kirchweihtages nicht recht los werden.

In dieser Schwierigkeit kommt nun kein Geringerer als der Stiftschronist selber zu Hilfe. Zehn Jahre später als er den Eintrag in die Stiftschronik gemacht hat, berichtigte er den Tag und Monat in dem früheren Datum, ohne freilich die Tatsache einer Abänderung ausdrücklich hervorzuheben, ja vielleicht ohne sich überhaupt auch nur bewußt zu sein, daß er eine Korrektur vornehme. Er tat dies nicht in seiner Stiftschronik, sondern in seinem a. 1688 alphabetisch angelegten „Repertorium ..." Unter die hier sub Littera „N." über Niedernau zusammengestellten Nachrichten reihte er auch die kurze Bemerkung ein: „ibi est dedicatio VI. kal. 10bris" (folio 217) d. h. auf Deutsch: „dort, in Niedernau, ist die Kirchweihe am 26. November." Vor Jahrhunderten nun und bis in die Neuzeit herein wurde in jeder Gemeinde das Kirchweihfest alljährlich an dem Tage gefeiert, an welchem ehemals ihre Kirche geweiht worden war. Diese Kirchweihfeiern beschränkten sich aber natürlich nie bloß auf die Kirche, es schloß sich vielmehr an die kirchliche Feier immer auch noch eine im Laufe der Zeit stets üppiger sich gestaltende weltliche an. So war es wohl zu verstehen, wenn die vielerlei Kirchweihfeste, die das Jahr hindurch bald da, bald dort gehalten wurden, schließlich zu einem Kirchweihfest zusammengelegt wurden. An diesem einen behördlich festgelegten Tag mußten nunmehr alle Kirchweihfeste gleichzeitig begangen werden. Zur Zeit des Stiftschronisten hatte aber noch jede Gemeinde ihre eigene „Kirbe", die Niedernauer war am 26. November, weil eben am 26. November 1127 die St. Conradskirche in Niedernau geweiht worden war.

Wie kam nun aber der Stiftschronist dazu, den 18. September als Kirchweihtag zu bezeichnen? Die Antwort auf diese Frage wird so lauten müssen: Schon Bischof Ulrich I. hatte auf ein Niedernauer Bittgesuch hin die Vornahme der Kirchweihe zugesagt und den 18. September als Weihetag bestimmt. Seine unerwartete Krankheit und sein rascher Tod haben diesen Plan durchkreuzt. Nach seiner Wahl, Bestätigung und Konsekration nahm der neue Bischof Ulrich II. die Weihe am 26. November 1127, also am Todes- und Translationstag (Tag der feierlichen Erhebung und Uebertragung der Gebeine) des schon früher in Aussicht genommenen Kirchenpatrons, des hl. Conrads, wirklich vor. Aus irgend einem heute unbekannten Grunde lebte aber nicht dieser wirkliche Weihetag, sondern der ursprünglich geplante in der Erinnerung fort, bis in die Zeiten unseres Stiftschronisten, der ohne den Widerspruch zu erwähnen oder zu merken, schließlich außer dem falschen auch noch den echten Weihetag überliefert hat.

Es lag nahe, in einer Gemeinde, die bisher noch keine Kirche besessen hatte, gerade diesen Heiligen zu weihen und sein Fest zu dieser festlichen Handlung zu wählen: war es ja doch erst vier Jahre her, daß St. Conrad der Ehre der Altäre gewürdigt und bei der glänzend verlaufenen Heiligsprechungsfeier in Konstanz zum Patron dieser Riesendiözese erhoben worden war. So stand damals seine Verehrung noch in voller Blüte und man suchte ihn sicherlich auch gerne dadurch zu ehren, daß man ihm Kirchen und Altäre weihte. Vielleicht ist die Niedernauer Kirche so die erste, jedenfalls eine der ersten St. Conradskirchen des katholischen Erdkreises geworden.

Nur eine Frage muß jetzt auch noch bejahend beantwortet werden können, damit unsere Kirchweihnachricht für sichere Tatsache erklärt werden darf, nämlich die Frage: Paßt die Bauart der damals geweihten Kirche in jene Stilperiode hinein? Diese Frage kann denn auch wirklich bejahend beantwortet werden. Die Kirche von 1127 ist ja freilich vom Erdboden verschwunden. Denn die heutige Kirche stammt erst aus dem Jahre 1735. Das bezeugen nicht bloß die Kirchenbauakten, die vor nicht gar langer Zeit vom Finanzamt Rottenburg an das Staatsfilialarchiv in Ludwigsburg überwiesen worden sind, das haben auch die Bauherren der Kirche, nämlich Propst und Kapitel des St. Moriztiftes zu Ehingen, für jedes gute Auge leicht lesbar an die Kirche schreiben lassen: „1735" so ist zu lesen auf der — Wetterfahne des „reizenden Barocktürmchens", wie Meister Karl Schickhardt zu sagen pflegte. Der Querbau im Osten, um das auch noch zu sagen, ist die Kirche im Jahre 1829/30 staatlicherseits aufgedrängt worden, obwohl die Niedernauer sich mit allen Kräften gegen dieses „Musterbeispiel einer Kirchenerweiterung, wie sie nicht sein soll," leider vergebens gewehrt haben.

Wie sah dann aber die alte Kirche aus? wird man jetzt vielleicht fast schon mit einiger Ungeduld da und dort fragen. Ein glücklicher Fund im Stuttgarter Staatsarchiv setzt den Einsender in den Stand, diese Wißbegierde zu befriedigen. Da gab es einmal — es war i. J. 1706 — in Niedernau einen Streit um ein Grundstück. Es handelte sich um den Platz unterhalb der heutigen Kirche auf dem schon seit langer Zeit drei Gebäude stehen, nämlich das alte Pfarrhaus, sowie Wohnhaus und Scheuer des ehemaligen herrschaftlichen Maierhofes, der später in den Besitz des Dionysius Freiherrn v. Rost gelangte und z. Z. der Witwe Eleonore Müller, der „Hofbäuerin", gehört. Zur Schlichtung des Streites nahm der Richter den Streitgegenstand in Augenschein und dieser Tatsache verdanken wir eine freilich nichts weniger als fachmännische, fast etwas an eine ungeübte Kinderhand erinnernde Handskizze des Richters, welche dieser Abhandlung beigegeben ist. Der Lokalkundige erkennt sofort, daß auf dem strittigen Platz (locus quaestionis) i. J. 1706 sich nicht wie heute Gebäude und Hofraum des „Hofes" sich befanden, diese vielmehr etwa an der Stelle des neuen Pfarrhauses und auf dem Gelände unterhalb desselben standen, daß ferner nördlich von dem Platze noch keine Häuser, sondern überbaute Herrschaftsäcker waren, daß auch der jetzige Kirchhof, die derzeitigen Zufahrtswege zur Kirche und der Ortsweg „d Gaß na" noch nicht existierten und daß im Besonderen die Kirche nicht wie heute geostet, sondern von Nord nach Süd gericht war und der damals einzige Kirchenweg vom Kirchenportal her südlich etwa über den oberen Pfargartenteil weg in leichtem Bogen der Hauptstraße des Ortes zustrebte. Doch all das ist für unseren Zweck nicht von Bedeutung, auch nicht der Umstand, daß unter der Skizze zu lesen ist: „Augenschein über den Baron von Rostschen Hof zu Niedernau, eingenommen unterm 2. September a. 1706 durch den Königlichen Oberösterreichischen Registrator in Hohenberg Johann Philipp Neupp beider Rechten Doctor".

Für uns ist die Hauptsache der Stil des Gotteshauses. Auf den ersten Blick verrät sich die Kirche als ein romanischer Bau, der allerdings in den einfachsten Formen gehalten ist. Die romanische Stilperiode begann aber um das Ende des 10. Jahrhunderts, sagen wir um das Jahr 1000 n. Chr. und endete um das Jahr 1250 herum. In diese Zeit herein fiel somit der Bau dieser alten Kirche. Man kann also ruhig das von der Tradition überlieferte Jahr 1127 als Baujahr annehmen und ein — Jubiläum feiern.

Die ausschließlich kirchliche Feier dieses 800jährigen Jubiläums der ersten Kirchweihe in Niedernau wird nicht am eigentlichen Jubeltag, dem 26. November 1927, sondern am Sonntag zuvor begangen. Mit einer Volksmission durch zwei Franziskanerpatres wurde sie vergangene Woche vorbereitet. Möge in diesen Gnadentagen Gottes reichster Segen sich ergießen über die ganze Gemeinde!

die des Fuldaer Benediktinerabtes Sturmius, sondern die des Konstanzer Bischofs Conrad folgen. Es stand also nichts im Wege, ihm zu Ehren i. J. 1127 die neugebaute Kirche zu Niedernau zu weihen.

Schon etwas heikler ist die zweite Frage: ob nämlich Ulrich II. an dem angegebenen Kirchweihtag schon Bischof von Konstanz gewesen ist. Sein unmittelbarer Vorgänger Ulrich I. wurde im August des Jahres 1127 von der „königlichen Krankheit (regio morbo)?“ befallen und am 27. August desselben Jahres erlag er ihr. Ist nun wirklich eine so rasche Aufeinanderfolge der Beerdigung des verstorbenen und der Wahl, Bestätigung und Konsekration des neuen Bischofs nämlich Ulrich II. denkbar, daß der Neukonsekrierte am 18. September, also nur drei Wochen später, in Niedernau die neugebaute Kirche einweihen konnte? Als schlechterdings unmöglich wird es nicht bezeichnet werden müssen, denn man wird die Gewohnheiten und Rechtsverhältnisse der Gegenwart nicht ohne Weiteres auf jene Frühzeit übertragen dürfen und außerdem ist urkundlich nachweisbar, daß Ulrich II. wenigstens schon am 21. September 1127 Bischof von Konstanz gewesen ist. (P. Ladewig und Th. Müller, Regesta episcoporum Constantiensium T. I. p. 92). Allein trotz alledem kann man der Zweifel an der Richtigkeit dieses Kirchweihtages nicht recht los werden.

In dieser Schwierigkeit kommt nun kein Geringerer als der Stiftschronist selber zu Hilfe. Zehn Jahre später als er den Eintrag in die Stiftschronik gemacht hat, berichtigte er den Tag und Monat in dem früheren Datum, ohne freilich die Tatsache einer Abänderung ausdrücklich hervorzuheben, ja vielleicht ohne sich überhaupt auch nur bewußt zu sein, daß er eine Korrektur vornehme. Er tat dies nicht in seiner Stiftschronik, sondern in seinem a. 1688 alphabetisch angelegten „Repertorium...“ Unter die hier sub Littera „N.“ über Niedernau zusammengestellten Nachrichten reihte er auch die kurze Bemerkung ein: „ibi est dedicatio VI. kal. 10bris“ (folio 217) d. h. auf Deutsch: „dort, in Niedernau, ist die Kirchweihe am 26. November.“ Vor Jahrhunderten nun und bis in die Neuzeit herein wurde in jeder Gemeinde das Kirchweihfest alljährlich an dem Tage gefeiert, an welchem ehemals ihre Kirche geweiht worden war. Diese Kirchweihfeiern beschränkten sich aber natürlich nie bloß auf die Kirche, es schloß sich vielmehr an die kirchliche Feier immer auch noch eine im Laufe der Zeit stets üppiger sich gestaltende weltliche an. So war es wohl zu verstehen, wenn die vielerlei Kirchweihfeste, die das Jahr hindurch bald da, bald dort gehalten wurden, schließlich zu einem Kirchweihfest zusammengelegt wurden. An diesem einen behördlich festgelegten Tag mußten nunmehr alle Kirchweihfeste gleichzeitig begangen werden. Zur Zeit des Stiftschronisten hatte aber noch jede Gemeinde ihre eigene „Kirbe“, die Niedernauer war am 26. November, weil eben am 26. November 1127 die St. Conradskirche in Niedernau geweiht worden war.

Wie kam nun aber der Stiftschronist dazu, den 18. September als Kirchweihtag zu bezeichnen? Die Antwort auf diese Frage wird so lauten müssen: Schon Bischof Ulrich I. hatte auf ein Niedernauer Bittgesuch hin die Vornahme der Kirchweihe zugesagt und den 18. September als Weihetag bestimmt. Seine unerwartete Krankheit und sein rascher Tod haben diesen Plan durchkreuzt. Nach seiner Wahl, Bestätigung und Konsekration nahm der neue Bischof Ulrich II. die Weihe am 26. November 1127, also am Todes- und Translationstag (Tag der feierlichen Erhebung und Uebertragung der Gebeine) des schon früher in Aussicht genommenen Kirchenpatrons, des hl. Conrads, wirklich vor. Aus irgend einem heute unbekannten Grunde lebte aber nicht dieser wirkliche Weihetag, sondern der ursprünglich geplante in der Erinnerung fort, bis in die Zeiten unseres Stiftschronisten, der ohne den Widerspruch zu erwähnen oder zu merken, schließlich außer dem falschen auch noch den echten Weihetag überliefert hat.

Es lag nahe, in einer Gemeinde, die bisher noch keine Kirche besessen hatte, gerade diesen Heiligen zu weihen und sein Fest zu dieser festlichen Handlung zu wählen: war es ja doch erst vier Jahre her, daß St. Conrad der Ehre der Altäre gewürdigt und bei der glänzend verlaufenen Heiligsprechungsfeier in Konstanz zum Patron dieser Riesendiözese erhoben worden war. So stand damals seine Verehrung noch in voller Blüte und man suchte ihn sicherlich auch gerne dadurch zu ehren, daß man ihm Kirchen und Altäre weihte. Vielleicht ist die Niedernauer Kirche so die erste, jedenfalls eine der ersten St. Conradskirchen des katholischen Erdkreises geworden.

Nur eine Frage muß jetzt auch noch bejahend beantwortet werden können, damit unsere Kirchweihnachricht für sichere Tatsache erklärt werden darf, nämlich die Frage: Paßt die Bauart der damals geweihten Kirche in jene Stilperiode hinein? Diese Frage kann denn auch wirklich bejahend beantwortet werden. Die Kirche von 1127 ist ja freilich vom Erdboden verschwunden. Denn die heutige Kirche stammt erst aus dem Jahre 1735. Das bezeugen nicht bloß die Kirchenbauakten, die vor nicht gar langer Zeit vom Finanzamt Rottenburg an das Staatsfilialarchiv in Ludwigsburg überwiesen worden sind, das haben auch die Bauherren der Kirche, nämlich Propst und Kapitel des St. Moritzstiftes zu Ehingen, für jedes gute Auge leicht lesbar an die Kirche schreiben lassen: „1735“ so ist zu lesen auf der — Wetterfahne des „reizenden Barocktürmchens“, wie Meister Karl Schickhardt zu sagen pflegte. Der Querbau im Osten, um das auch noch zu sagen, ist die Kirche im Jahre 1829/30 staatlicherseits aufgedrängt worden, obwohl die Niedernauer sich mit allen Kräften gegen dieses „Musterbeispiel einer Kirchenerweiterung, wie sie nicht sein soll,“ leider vergebens gewehrt haben.

Wie sah dann aber die alte Kirche aus? wird man jetzt vielleicht fast schon mit einiger Ungeduld da und dort fragen. Ein glücklicher Fund im Stuttgarter Staatsarchiv setzt den Einsender in den Stand, diese Wißbegierde zu befriedigen. Da gab es einmal — es war i. J. 1706 — in Niedernau einen Streit um ein Grundstück. Es handelte sich um den Platz unterhalb der heutigen Kirche auf dem schon seit langer Zeit drei Gebäude stehen, nämlich das alte Pfarrhaus sowie Wohnhaus und Scheuer des ehemaligen herrschaftlichen Maierhofes, der später in den Besitz des Dionysius Freiherrn v. Rost gelangte und z. Z. der Witwe Eleonore Müller, der „Hofbäuerin“, gehört. Zur Schlichtung des Streites nahm der Richter den Streitgegenstand in Augenschein und dieser Tatsache verdanken wir eine freilich nichts weniger als fachmännische, fast etwas an eine ungeübte Kinderhand erinnernde Handskizze des Richters, welche dieser Abhandlung beigegeben ist. Der Lokalkundige erkennt sofort, daß auf dem strittigen Platz (locus quaestionis) i. J. 1706 sich nicht wie heute Gebäude und Hofraum des „Hofes“ sich befanden, diese vielmehr etwa an der Stelle des neuen Pfarrhauses und auf dem Gelände unterhalb desselben standen, daß ferner nördlich von dem Platze noch keine Häuser, sondern überbaute Herrschaftsäcker waren, daß auch der jetzige Kirchhof, die derzeitigen Zufahrtswege zur Kirche und der Ortsweg „d Gaß na“ noch nicht existierten und daß im Besonderen die Kirche nicht wie heute geostet, sondern von Nord nach Süd gericht war und der damals einzige Kirchenweg vom Kirchenportal her südlich etwa über den oberen Pfargartenteil weg in leichtem Bogen der Hauptstraße des Ortes zustrebte. Doch all das ist für unseren Zweck nicht von Bedeutung, auch nicht der Umstand, daß unter der Skizze zu lesen ist: „Augenschein über den Baron von Rostschen Hof zu Niedernau, eingenommen unterm 2. September a. 1706 durch den Königlichen Oberösterreichischen Registrator in Hohenberg Johann Philipp Neupp beider Rechten Doctor“.

Für uns ist die Hauptsache der Stil des Gotteshauses. Auf den ersten Blick verrät sich die Kirche als ein romanischer Bau, der allerdings in den einfachsten Formen gehalten ist. Die romanische Stilperiode begann aber um das Ende des 10. Jahrhunderts, sagen wir um das Jahr 1000 n. Chr. und endete um das Jahr 1250 herum. In diese Zeit herein fiel somit der Bau dieser alten Kirche. Man kann also ruhig das von der Tradition überlieferte Jahr 1127 als Baujahr annehmen und ein — Jubiläum feiern.

Die ausschließlich kirchliche Feier dieses 800jährigen Jubiläums der ersten Kirchweihe in Niedernau wird nicht am eigentlichen Jubeltag, dem 26. November 1927, sondern am Sonntag zuvor begangen. Mit einer Volksmission durch zwei Franziskanerpatres wurde sie vergangene Woche vorbereitet. Möge in diesen Gnadentagen Gottes reichster Segen sich ergießen über die ganze Gemeinde!

Aus der Geschichte einer Landpfarrei.

Von E. Storz-Seebronn.

(Schluß).

Am 20. Juni 1820 wurden 2 Glocken, die das Kameralamt Weingarten ausgeschrieben hatte, erworben, nachdem schon vorher die kleine Glocke am 21. Dezember 1807, um 113½ fl. ersteigert von dem aufgehobenen Karmeliterkloster in Rottenburg, hierher gebracht worden war. Im Jahre 1832 ließ man zwei Glocken durch Glockengießer Kurz-Reutlingen umgießen und vergrößern. Die Kosten trug die Gemeinde. Die Kirchenpflege hat 400 fl. beigesteuert. Am 26. Juli 1832 wurden die neuen Glocken vom H. H. Bischof Baptist von Keller feierlich geweiht und nachmittags in den Turm hinaufgezogen. Im Sommer 1917 gings an ihre Ablieferung. Die zwei kleinen Glocken, 266 und 173 Kilo, stiegen vom Turm herunter; die große blieb hängen, „da man sie nicht gut heruntertragen konnte." Als Entschädigung für beide Glocken wurden gewährt 1917, 75 P. M. Ein Freudentag war es, als dafür am 5. Sonntag nach Pfingsten des Jahres 1922 drei neue Glocken geweiht werden konnten, geliefert von Wohlfahrt-Lauingen. Die Kosten betrugen ca. 50 000 P. M.; sie wurden, abgesehen von einer Kollekte, durch die Gemeindekasse bestritten; Wenn die 3 Glocken heute so harmonisch schallen, höret ihre Botschaft:

„St. Michael heiß ich; ich will Euch läuten die Heldenklage zu Gott; ich hoffe auf bessere Tage!"

„Jakobus heiß ich; habet Mut; ich nehme Kirch und Volk in Hut!"

„Johannes, der gelehrt des Herren Lieb; der Welt die Bruderliebe wieder gib!"

Die alte Turmuhr wurde im Sommer 1919 abgesetzt; die neue Uhr aus der Uhrenfabrik Hörz-Ulm möge nur glückliche Stunden für den Ort schlagen!

Die Religiosität des Volkes ist etwas, was sich nicht zählen und nicht messen läßt. „Es frommt das Maß in allen Dingen und doppelt, wenn man Geister wägt." Doch kann die alte Chronik melden: „Tief und fest verwurzelt ist seit Errichtung der Pfarrei der Glaube im Herzen der Pfarrkinder." Die Kommunionbank gibt davon täglich Kunde, und von dem tiefen Gottesglauben der alten Ahnen zeugt folgende Notiz: „Am 26. Juni 1755 wurden die Umgebung und besonders der hiesige Ort von einem solch fürchterlichen Hagelwetter heimgesucht, daß alle Pflanzen und Früchte auf der ganzen Bahn total zerschlagen wurden. Zum ewigen Andenken hat die Gemeinde einen Jahrtag gestiftet, der alljährlich am 26. Juni durch eine besondere Hagelprozession begangen wird." Der religiöse Geist war der Nährboden für neue Priester und Ordensfrauen. An Priestern gingen aus der Gemeinde hervor:

1) Michael Grammer, geb. 1733, zuletzt Pfarrer in Oberndorf OA. Herrenberg;

2) Johann Paul Schibel, geb. 1764, zuletzt Domchordirektor in Rottenburg;

3) Karl Weiß, geb. 1798, zuletzt Pfarrer in Berg OA. Ravensburg;

4) Johann Nepomuk Schibel, geb. 1805 zuletzt Pfarrer in Hirrlingen OA. Rottenburg;

5) Felix Weiß, geb. 1827, zuletzt Pfarrer in Hohenstadt OA. Geislingen a. St.;

6) Vinzenz Kohler, geb. 1876, als Pater Kasimir im Cisterzienserkloster Mehrerau a. B.;

7) Alfons Schibel, geb. 1885, z. Zeit Pfarrer in Durchhausen OA. Tuttlingen;

Als Ordensfrauen gingen aus der Gemeinde hervor:

1) Maria Anna Fischer, geb. 1846, als Schwester Thekla vom hl. Kreuz in Ingenbohl (Schweiz) gestorben;

2) Augustina Fischer, geb. 1867, als Schwester Vitus, Orden des hl. Vinzenz in Untermarchtal eingekleidet;

3) Sophie Hahn, geb. 1869, als Schwester Erharda, Orden des hl. Franziskus in Reute eingekleidet;

4) Sophie Schach, geb. 1882, als Schwester Othilda, Orden des hl. Vinzenz in Untermarchtal eingekleidet;

5) Helena Fischer, geb. 1886, als Schwester Jucundina, Orden des hl. Vinzenz in Untermarchtal eingekleidet;

6) Agatha Baur, geb. 1886, als Schwester Consolatrix, Orden des hl. Vinzenz in Untermarchtal eingekleidet;

7) Christina Weiß, geb. 1895, als Schwester Cölestina, Orden vom hl. Herzen Jesu in Steyl eingekleidet.

Die allgemeine Zeitströmung der Lauheit und Gleichgültigkeit im religiösen Leben ging selbstverständlich auch in Seebronn nicht unbemerkt vorüber. Eindringlich mahnte Pfarrer Locherer am 28. Februar 1862 die Eltern, ihre kaum der Schule entlassenen Kinder von den Tanzbelustigungen zurückzuhalten und dem Nachtschwärmen und dem Singen anstößiger Lieder der Aelteren ein besonderes Augenmerk zu widmen. Am 1. Adventssonntag 1818 klagte der Pfarrer auf der Kanzel: Mit Herzensbetrübnis habe ich eine Gewohnheit wahrgenommen, die viel Unheil in die Gemeinde bringen kann: das Lichtstubenwesen von alt und jung. — Am 26. Oktober 1821 wurde eine Strafe festgesetzt, die über jene verhängt werden soll, die ohne Entschuldigung der Christenlehre ferne blieben oder vor der Vesper davon liefen. Sie hatten jedesmal einen Groschen zu bezahlen; am 30. April 1839 wurde die Strafe auf 3 Kreuzer festgesetzt. Als etwaige Erklärung der vielen Versäumnisse und als mildernder Umstand muß angeführt werden, daß die ledigen Personen bis zu ihrem zurückgelegten 25. Lebensjahre die Christenlehre zu besuchen hatten. (Erl. d. Gen. V. vom 17. Juli 1821). Erst am 20. März 1875 wurde die Verpflichtung zum Besuch der Christenlehre auf das 18. Lebensjahr herabgesetzt.

Die allgemeine Zeitströmung der Lauheit und Gleichgültigkeit im religiösen Leben zeugte hier zwei ganz verschiedene Früchte. Die einen ließen sich fortreißen zu einer übertriebenen Sorge für das Zeitliche, so daß sie selbst im Sonntag keinen Ruhetag mehr sahen und ihn vielfach entweihten durch knechtliche Arbeit oder lärmende Lustbarkeiten, die anderen hatten „ein herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung, erstrebten eine geistige Wiedergeburt und wollten ein frommes Leben begründen", arteten aber dabei aus zum Pietismus. Dieser kam durch die Ehefrau des Melchior Elsässer, Rosalie, nach Seebronn. Frau Rosalia war früher mit einem einheimischen Soldaten in Lissabon vermählt, kam von dort nach Aegypten, fuhr nach dem Tode ihres Mannes über Neapel nach Deutschland zurück und verheiratete sich wieder mit Melchior Elsässer. Auf ihren Weltreisen war sie mit dem Pietismus bekannt geworden. Er erschien ihr wie ein Licht vom Himmel, das in die sinkende Welt hineinleuchten müsse." Die ernste, religiöse und energische Frau fand bei tief angelegten Naturen in Seebronn Anhang. Zu ihren Konventikeln kamen Leute aus der ganzen Umgebung. In ihren „Stunden" sangen und beteten sie und vertieften sich in die hl. Schrift. Die hiesigen Pietisten wollten katholisch sein und bleiben. „Wir tun unserm Glauben nichts und keinen Abbruch, wir wollen nichts Böses, nur Gutes und mehr tun als andere." „Glaube, Glaubensfülle, Ueberglaubensfülle, Irrglaube aber war ihr Weg." Eine sang- und klanglose Auflösung der Konventikel bereitete dem Pietismus in Seebronn ein friedliches Ende. Eine große Volksmission vom 24. bis 31. Mai 1868, abgehalten durch drei Jesuitenpatres, brachte die große Glaubenserneuerung, und von selbst regte sich bei den Pfarrkindern der allgemeine Wunsch, noch öfter eine solche segensreiche Zeit erleben zu dürfen. Im Jahre 1907 ging der Wunsch in Erfüllung.

Der Pflege des religiösen Lebens dienten auch die Bruderschaften und die religiösen Vereine. Durch H. H. Pfarrer Koch wurde 1855 die Corporis Christi Bruderschaft eingeführt. Die feierliche Aufnahme fand alljährlich am Titularfest der Corporis Christi Bruderschaft statt. Eingeführt wurde diese Bruderschaft, weil seit langer Zeit hier die ewige Anbetung existierte. Durch die Bruderschaft sollten die einzelnen verpflichtet werden, ihre Stunde am Tage der Anbetung genau inne zu halten. Der Tag der Anbetung war früher am 6. März, vom Januar 1855 an der 23. Januar. Im Jahre 1886 wurde die ewige Anbetung für die ganze Diözese neu geregelt und für Seebronn vom Jahre 1887 an der 2. Januar bestimmt. Um die Jahrhundertwende bildete sich hier eine Herz-Jesu-Ehrenwache, die am 8. Juni 1902 erstmals in die Oeffentlichkeit trat. Der dritte Orden des hl. Franziskus, in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hier gegründet, hatte anfänglich mit großen Schwierig-

keiten zu kämpfen, gewann aber mit dem katholischen Frauenbund nach und nach festen Boden und treue Terziarier. Im Jahre 1899 wurde der Volksverein eingeführt, 1911 der Schutzengelbund für abstinente Kinder, anläßlich der Mission 1924 der Mütterverein erneuert und eine Marianische Jungfrauenkongregation gegründet.

„Das selige Seebronner Marienkind", Eleonora Schach, hat freilich diesen großen Tag nicht mehr gesehen. Diese edle Jungfrau ist am 5. August 1882, dem Feste Mariä Schnee, als Tochter des Abgeordneten Schach hier geboren. Ein langes Siechtum läuterte ihre Seele. Ein Ecce homo Bild mit der Unterschrift: „Ganz der Wille Gottes" hing über ihrem Krankenbett. Es war ihr Wahlspruch und ihr Trost. Eleonora gab die Veranlassung zur Einführung der Herz-Jesu Ehrenwache und vor ihrem Sterben erbat sie sich von ihren Eltern 300 ℳ zur Stiftung eines Amtes am Herz-Jesu Fest für ewige Zeiten. Schon zu Lebzeiten wollte sie in ihr Sterbekleid gehüllt werden. Und so daliegend erfaßte sie als 3. Ordensschwester eine solch hl. Freudigkeit, daß sie das Te Deum anstimmte und am 16. Juli 1904, dem Feste Maria von Karmel im großen Jubiläumsjahr, selig entschlief. Sie führt uns noch auf den Gottesacker. Bis zum Jahre 1837 befand sich der Gottesacker um die Kirche herum. Im Jahre 1837 wurde der neue Gottesacker errichtet, 300 Schritte von der Pfarrkirche entfernt und am südöstlichen Ende des Ortes gelegen. Am 21. Mai 1837 wurde er von Pfarrer Saier feierlich eingeweiht. Der erste, der auf dem neuen Gottesacker beerdigt wurde, ist Johannes Schibel. Die Beerdigung fand statt am 26. Mai 1837. Im Jahr 1846 wurde aus freiwilligen Beiträgen eine Kapelle auf dem neuen Gottesacker erstellt. Bei der Notlage der damaligen Zeit konnten die Kosten nicht ganz bestritten werden und so übernahm die Kirchenpflege den Rest der Rechnungen, zirka 100 fl., die Gesamtkosten betrugen 320 fl. Am 18. Mai 1857 übernahm die Heiligenpflege die Kapelle als Eigentum. Im Jahre 1924—25 wurde das Kriegerdenkmal angebaut und das schmucke Friedhofkirchlein zu einer Kriegergedächtniskapelle umgestaltet.

Der Friedhof mahnt ans Ende. „Alles kommt und geht, um sich zu ergänzen. In rascher Folge erneuern sich die Geschlechter immer wieder und reichen die Fackel einander weiter, wie die Läufer in einem Fackelzuge." Dankbar aber wollen wir die Namen derer nennen, die als gute Hirten die Landpfarrei treu behütet haben:

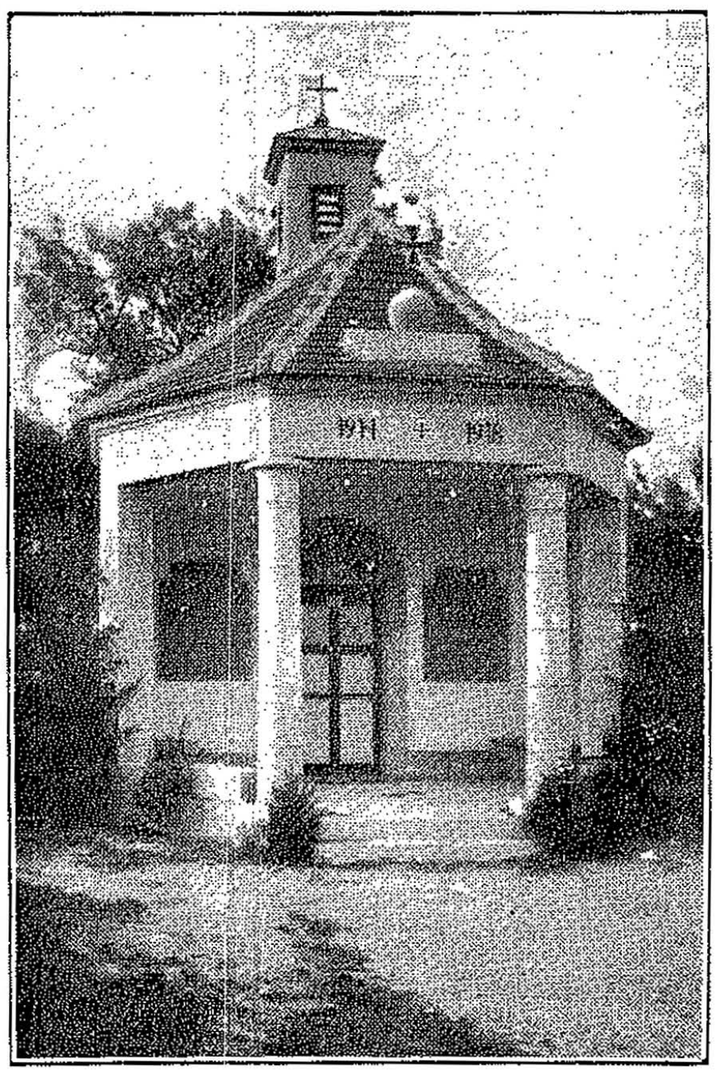
1) Pfarrer Josef Anton Hagenbuch vom 30. März 1781 bis 12. Januar 1795;

2) Pfarrer Matthias Mayer vom 26. Juni 1795 bis 26. April 1799;

3) Pfarrer Johann Nep. Locherer vom 8. August 1800 bis 8. Dezember 1805;

4) Pfarrer Matthias Weiß, vom 10. Februar 1806 bis 12. November 1820;

5) Pfarrer Martin Wicker vom 1. Jan. 1821 bis 1. August 1827;



Kriegergedächtniskapelle Seebronn

6) Pfarrer Philipp Buschle vom 20. Januar 1829 bis 7. März 1831;

7) Pfarrer Johannes Saier vom 17. November 1831 bis 3. Dezember 1841;

8) Pfarrer Ignatius Fürst vom 15. Februar 1843 bis 23. März 1853;

9) Pfarrer Dominikus Koch vom 6. September 1853 bis 30. März 1873;

10) Pfarrer Christian Dörfner vom 20. November 1873 bis 30. April 1884;

11) Pfarrer Adolf Steger vom 19. November 1884 bis 19. April 1888;

12) Pfarrer Franz Josef Baur vom 13. September 1888 bis 16. April 1899;

13) Pfarrer Josef Uhl vom 30. Oktober 1900 bis 28. Februar 1912;

14) Pfarrer Karl Anton Beck vom 31. Juli 1913 bis 21. August 1923;

15) Pfarrer Paul Sontheimer vom 9. September 1923.

Die Kirche in Dettingen.

Von Pfarrer Beßler, Dettingen.

Aus der Geschichte der Kirche in Dettingen wissen wir, daß die Johanniterkommende Hemmendorf von 1319 an bis zur Aufhebung des Ordens das Patronatsrecht besaß. Im Jahr 1275 ist von einem plebanus in Dettingen die Rede. 1308 wird der bekannte Meister Pilgrim, Leibarzt der Grafen von Hohenberg, der „ein Anfanger, Förderer und großer Meirer" des Chorherrnstifts St. Moriz war als Rektor der Kirche von Dettingen genannt. 1323 und 1331 erscheint derselbe als Rektor der Kirche von Sülchen. Um das Jahr 1355 wurde die ursprüngliche Pfarrkirche durch Feuersbrunst teilweise zerstört. Vielleicht begann man schon damals mit dem Anbau des späteren Schiffes an den Turm. Das Giebeldreieck einer älteren Kirche war am Turm genau in der Mittelachse sichtbar.

Ein Werk der Urracher Schule war die Dettinger Kirche eine noch ganz in der ursprünglichen Gestalt erhaltene spätgotische Dorfkirche. Ein niederes Schiff mit einfacher Holzdecke, durch Chor im Achteck geschlossen mit Streben und spätgotischen Maßwerkfenstern. Die Rippen des reichgegliederten Chorgewölbes (Netzgewölbe) ruhten auf feinen Bildwerken, acht Brustbildern der Apostel. Ein Wandtabernakel oder Sakramentshaus ruhte auf flachen vom Boden aufsteigenden Wandpfeiler; auf dem Sims ist Hund und Löwe zu sehen. Der Baldachin wölbte sich im Dreieck auf Verästungen heraus und endigt in eine hohe Fiale (Türmchen). Das Eisentürchen des Tabernakels ist schön gearbeitet. Am Baldachin ist das Meisterzeichen angebracht. Das kostbarste Kleinod war die spätgotische Pieta, die an der rechten Wand des Schiffes stand. Die Pieta, welche leider zur Tilgung der Bauschuld der neuen Kirche verkauft wurde und von der eine Kopie nunmehr in der Gedächtniskapelle der gefallenen Soldaten in der hiesigen Kirche steht, bildet eine Gruppe von 6 ungefähr 50 Zentimeter hohen Figuren: Maria, die Schmerzensmutter. Vermutlich stammt die Pieta aus dem Waldbruderhaus, aus dem auch zwei in Dettinger Privatbesitz sich befindlichen alten Kruzifixe herrühren. An die romanische Zeit erinnerte ein wertvolles romanisches Leuchterchen, das leider schon früher nach München verkauft worden ist. Das ewige Licht für die Kirche hatte im Jahre 1452 eine fromme Matrone, namens Anna Kercherin gestiftet, indem sie in einem von dem Stifts- und Ratschreiber zu Rottenburg auf Pergament geschriebenen Stiftsbrief um Gottes- und ihrer Vorfahren und ihres eigenen Seelenheiles willen zu Ehren unserer lieben Frau und des heiligen Dionysius und seiner hl. Genossen 42 Pfd. Heller für das Ewige Licht vermachte. Der Turm, welcher nunmehr der einzige Zeuge der vergangenen Pracht der alten spätgotischen Dionysiuskirche ist, trägt an seiner Stirne die Jahreszahl 1475 und in der mit schönen spätgotischen Maßwerken verzierten Glockenstube drei alte Glocken, welche zum Glück und Trost der Gemeinde nicht in den Krieg hinausgezogen sind. Auf der größten steht in gotischen Minuskeln die Inschrift: in sanct lux. sanct marx sanct johannes und in sanct matheus er gos mich pantlion sydler Duo esslingen anno doi 1516 jar amen

Die 2. das sogen. „Zügenglöcklein" jedenfalls die älteste ohne Zahl trägt eine nicht mehr zu entziffernde Inschrift in gotischen Majuskeln (vielleicht dreimal Sanctus und Hosianna). Die 3. ohne Jahreszahl wohl gleichaltrig mit der größten zeigt zwei Reliefs: Christus am Kreuz und Maria mit Kind und Engeln und die Namen der 4 Evangelisten in gotischen Minuskeln. Da die alte Kirche für die große Gemeinde viel zu klein war, wurde im Jahre 1911 und zwar am 1. März der Beschluß gefaßt, eine neue Kirche zu bauen.

Der Grundstein wurde am 16. Juli 1911 in feierlicher Weise geweiht werden (Plan zu die alte Kirche abgebrochen worden war. Leider hatten die Bemühungen den alten herrlichen spätgotischen Chor zu erhalten und in die neue Kirche organisch aufzunehmen nicht den gewünschten Erfolg. Es ist ein großer Verlust, den die Gemeinde und der ganze Bezirk in kunstgeschichtlicher Beziehung erlitten hat. Bei den Abgrabungen kamen Skelette zum Vorschein, die auf Ordensleute hinwiesen. Sie trugen noch teilweise die braune Kutte, Skapulier und Medaillen. Es waren dies wohl Franziskaner von St. Luzien in Hechingen, welche durch die Kommenthuren der Johanniter in Hemmendorf zur Besorgung des Gottesdienstes hierher gesandt wurden und hier auch beerdigt worden sind. Auch eine große steinerne Grabplatte mit adeligem Wappen kam damals zum Vorschein, vielleicht der einzige steinerne Zeuge für das Vorhandensein von früheren Adelsgeschlechtern in hiesiger Gemeinde. Schon am 9. Oktober 1912 konnte die neue Kirche, welche einen Gesamtaufwand von 132 372 ℳ verursacht hatte und eine der schönsten und geräumigsten neuen Landkirchen mit 700 Sitz- und 400 Stehplätzen ist, in feierlicher Weise geweiht werden (Plan von Cades). Eine vor 2 Jahren an der linken Rückwand der Kirche angebrachte Gedenktafel mit den Namen des unermüdlichen Bauherrn, des seligen Pfarrer Franz X. Uhl, welcher während seiner 19jährigen Tätigkeit in Dettingen (von 1900—1919) hier seine Lebenskraft verzehrt hat.

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann

Gäuhauer Echo
Kottenburger Heimatblätter
Beiblatt der Kottenburger Zeitung und Neckarbote.
№ 12 Samstag den 24. Dezember 1927 3. Jahrgang

Die Geschichte der Weihnachtskrippe.

Von E. Storz, Seebronn.

Es wird Weihnachten. In hl. Geschäftigkeit rühren sich tausend Hände; in hl. Unruhe klopfen tausend Herzen. Eine ganze Welt ist in freudiger Erregung.

Alle wahre Weihnachtsfreude ist geschichtlich nur ausgegangen von der armen Krippe in Bethlehem. Sie ist das huldvolle Gnadengeschenk des Himmels für die schuldbeladene Welt, der Mittelpunkt der Weltgeschichte, die Wiege des Christentums, unserer ganzen Religion und Kultur.

Es war vor 1927 Jahren. Da erging die Frohbotschaft des Himmels an die Menschheit: Herbei, o ihr Gläub'gen, fröhlich triumphieret, o kommet, o kommet nach Bethlehem! — „Da liegt es, das Kindlein, auf Heu und auf Stroh; Maria und Josef betrachten es froh; die redlichen Hirten knien betend davor; hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor." „Die Weisen schaun und ehren es und bringn ihm auf ihren Knien des Ostens Gaben dar als Sold: die Myrrh', den Weihrauch und das Gold."

Das war die erste Weihnacht, die erste Krippenfeier. Alle Augen waren auf das Kind gerichtet. Unter seinem Einfluß wird es licht und hell und warm. Seine Lehre führt die Menschheit aufwärts; sittliche Kräfte werden neu und wirksam; neuer Geist belebt das fast schon verdorrte Gebein der menschlichen Gesellschaft; verjüngt schaut die Erde zu dem Kinde in der Krippe auf; es wird ihr Erlöser, ist es, bleibt es für ewige Zeiten.

Die Weihnachtskrippe von Bethlehem wurde die Wiege des neuen Bundes. Um sie scharten sich alle, die guten Willens waren zusammen, erhoben die hl. Nacht von Bethlehem zu einem Hochfeste und faßten die schlichte Krippe mit Gold und Silber und kostbaren Juwelen ein. Seit dem 5. Jahrhundert wurde sie in der Kirche St. Maria Maggiore in Rom, der Welthauptstadt der Christenheit, verehrt.

Die kirchliche Liturgie für Weihnachten barg von Anfang an Keime für weiteres Wachsen und Blühen. Das Bedürfnis des Volkes, zu schauen und zu hören, zu sprechen und zu singen, hat wie eine warme Frühlingssonne diese Keime zur Entfaltung gedrängt und immer neu emporsprießende Blumen sinniger, religiöser Volksgebräuche und religiöser Volkskunst um die Krippe von Bethlehem gewunden.

Die Krippenspiele brachten eine lebendige Wiederholung der ersten Krippenfeier. Ihrem Ursprung entsprechend wurden sie zuerst von Geistlichen in der Krippe als Gebärdenspiel aufgeführt. Später wurde daraus das gesprochene Schaustück. Mit der Zeit aber wurde die Verbindung mit der eigentlichen Liturgie immer lockerer, die Energie zum Eigenleben immer mächtiger, bis sie zuletzt aus der Kirche auswanderten und zu rein weltlichen Weihnachtsfeiern herabsanken.

Ein altes Krippenspiel wirkt heute noch ergreifend nach in der sog. „Frühpredigt" in Nikolaiken in Masuren. Für alle Familienmitglieder ist es in den Frühstunden des ersten Feiertages eine liebe Gewohnheit, durch tiefe Dunkelheit oder mildes Schneelicht zur Kirche zu gehen. Die ernste Stille und Sammlung im Gotteshaus weichen freudiger Anteilnahme, wenn um 6 Uhr die Glocken läuten und die Orgel ganz leise „Stille Nacht, heilige Nacht" spielt. Unter diesen Klängen bewegt sich von der Kirchenpforte her durch den Haupteingang der Zug der Krippenspieler, voran die Engel mit brennender Kerze, zum Altar, wo in einem Halbkreise hoher Tannen eine Krippe steht. Der Priester verrichtet ein Gebet, während dessen setzen sich Maria und Josef an die Krippe; die Hirten in alter Bauerntracht und die hl. drei Könige knien rings umher; die Engel treten in den Hintergrund. Nach einem von der Gemeinde gesungenen Liede hält der Priester eine kurze Ansprache. Ein Wechselgespräch zwischen Engeln, Hirten, Maria und Josef und den hl. drei Königen schließt sich an. Dann legen Hirten und Könige unter Segenswünschen ihre Gaben vor dem Kripplein nieder. Der Geistliche spricht

ein Gebet, dem das Schlußlied der Gemeinde folgt.

Im 14. Jahrhundert finden wir auch in Italien geistliche Weihnachtsspiele mit aller Pracht der Ausstattung. Hier wurde die Krippe zur Wiege und das Kindleinwiegen wurde von da ab weit verbreitete und beliebte Volkssitte. Manche alten, süß-melodischen Weihnachts-Wiegenlieder verdanken diesem Brauch ihr Entstehen.

Die denkwürdigste und berühmteste Krippenfeier wurde vom hl. Franziskus von Assisi an Weihnachten 1223 im Walde von Greccio, nordöstlich von Rom, veranstaltet. Das Neue der Feier, deretwegen sich der hl. Franziskus die besondere Erlaubnis des Papstes geholt hatte, lag darin, daß er diese in der freien Gottesnatur hielt, mit lebendigem Ochs und Esel und einer wirklichen Krippe mit Heu und mit der Feier das hl. Opfer verband. So stieg Christus bei der hl. Wandlung wirklich vom Himmel herab, wodurch in einzigartiger, bis dahin nie geschauter Weise die Weihnacht von Bethlehem erneuert und die enge Beziehung zwischen Krippe und Altar, zwischen Weihnachtsgeheimnis und hl. Messe zum Ausdruck gebracht wurde.

Die Brücke zu unserer Weihnachtskrippe war durch diese Feiern geschlagen worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese geistlichen Schauspiele befruchtend auf die bildende Kunst einwirkten und fromme Künstler besonders günstige Momente festhielten und in bleibende Kunstwerke umformten. Bald finden wir an Flügelaltären bildliche Darstellungen der Geburt Christi, die sich von unseren Krippen kaum mehr anders unterschieden als durch ihre Gebundenheit an das Altarwerk.

Die erste Weihnachtskrippe wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien gebaut. Der Italiener hat ja von Haus aus etwas Kindliches in seinem Gemüts- und Phantasieleben, — eine Seelenverfassung, die wie geschaffen ist für den Krippenbau. Sein natürlicher Sinn für Schönheit und Ebenmaß schuf ganz Wundervolles und Vollendetes. Italien, das Mutterland des Barock, mußte so die vorzüglichste Heimstätte der Weihnachtskrippe werden.

In Deutschland fand der Krippenbau begeisterte Aufnahme und Nachahmung. Der Orden des hl. Franziskus, dessen Verdienste um die Innerlichkeit des deutschen Lebens wie um die Erbauung des gottsuchenden Gemütes unbestritten sind und der besonderen Einfluß auf die Entwicklung der kirchlichen Krippenspiele ausübte, hat auch für die damit in unmittelbarem Zusammenhang stehenden plastischen Krippendarstellungen sehr viel getan und vorab durch reicheren Aufbau derselben in seinen Gotteshäusern die Krippe besonders beliebt und volkstümlich gemacht.

Die erste deutsche Krippe ist offenbar die Krippe der Michaelskirche in München. Sie wurde jedoch 1607 durch den Niederländer Friedrich Sustris so weitgehend erneuert, daß man bei ihr kaum noch von wirklich ursprünglich erhaltener deutscher Krippenkunst sprechen kann. So ist die Dresdener Uhrwerkkrippe als die älteste erhaltene deutsche Krippendarstelung anzusehen. Sie war im Jahre 1589 ein Weihnachtsgeschenk der sächsischen Kurfürstin Sofie, einer Tochter des Brandenburgers Johann Georg an ihren Gemahl Christian und stellt dar „ein vergüldet silbernes Uhrwerk, darinnen zu schauen ist die Historia von der Geburt Christi, darüber der Himmel mit der hl. Dreifaltigkeit. Er tut sich auf; Engel kommen singend herab und steigen wieder hinauf; dann gehen 3 Hirten und die Magier aus dem Morgenland, jeder von 2 Dienern begleitet, um das Christkindlein, welches neben Maria und Josef in einer Wiege im Stall beim Ochsen und Eselein liegt, machen eine Verneigung und wenden sich dann wieder um, während Josef wieget und die Tierlein aufspringen."

Die weiteste Verbreitung fand die Krippe im 18. Jahrhundert. Es gab kaum ein Haus ohne Krippe. Die Hausbewohner haben sie selbst gebaut. Das Krippenschnitzen gehörte zum anregenden Zeitvertreib für jung und alt. Wie haben da unsere Ahnen schon lange vor Weihnachten gebastelt und Hirten geschnitzt und Maria und Josef und das Kindlein und all die Tiere dazu!

Die schönste Blüte war damit für den Krippenbau gegeben. Selten haben Volkstümlichkeit und zugleich echte Kunst einen so innigen Bund geschlossen wie damals. Alles, was im Volke lebte und webte, wußte es in seine Krippe zu legen. Das ganze Volksleben mit seinem Tun und Treiben, seiner bunten Farbenpracht und voller Lebendigkeit findet da seinen klaren Widerschein. Die Krippenbauer knüpften ihre spannenden Berichte an eine großartige Natur an und reimten das Entfernteste fröhlich und unbesorgt zusammen. Da liegt der Löwe neben dem Lamm; aus nordischem Moos sprießt die Palme; neben orientalischen Gestalten wandeln schwäbische Bauern. So reich an volkstümlichen Zügen, so verschwenderisch ausgestattet ist die Krippe weder früher noch später gewesen. Zahlreiche Ueberreste, die sich da und dort noch finden, bekunden die verschwundene Pracht.

Die große Weggentaler Krippe ist ein hehres Heimatdenkmal aus jener Zeit. Da ist wirklich noch alte Königspracht zu sehen: Kaspar im roten Seidengewand mit Mantel aus Seidendamast, Melchior im violetten Mantel mit Hermelinbesatz, Balthasar aus dem Mohrenland gar in Gewändern aus schwerem Silberbrokat. Dazu das glänzende Gefolge, edle Rosse, ein mächtiger Elefant mit Baldachinsänfte, Kamele, aus deren wohlgefüllten Tragtaschen die Geschenke herausschauen, mit denen das Jesulein erfreut werden soll. Den Hirten auf den umliegenden Höhen vergehen schier die Augen ob so vieler Pracht. Wie zauberisch wirkt diese Krippe in der Dämmerung, wenn es hier am Wege, dort an einem Wasserfall oder Felsen, droben über dem Tempel zu Jerusalem, drüben bei den Hirten aufleuchtet, bald zartrot, bald blau, bald smaragdgrün!"

Im Frost der Aufklärungszeit erfror das tiefsinnige, kindlich fromme deutsche Gemüt. Der kalte Verstand sah in der Krippe nur ein kindisch-einfältiges Puppenzeug und übersah ganz die tiefen Wirkungen solcher Versinnlichungen von Heilswahrheiten.

Mancherlei Unfug hatte sich freilich in den Krippenbau eingeschlichen. Die Verfügungen des Regensburger Ordinariats vom 5. Januar 1789, die eine Reform der Krippe verlangten, waren wohl zu verstehen. Anderswo aber wollte man lieber den ganzen Baum umhauen, statt seine wilden Sprößlinge zu beschneiden. So verbot eine Verfügung aus Bamberg vom 4. November 1803 alle Kirchenkrippen, da sie lediglich kleinen Kindern zum Vergnügen dienen können und im gleichen Jahre mußte auch auf Befehl der bayerischen Regierung die berühmte Weihnachtskrippe in der MünchenerLiebfrauenkirche entfernt werden. Der Verklärung des diesseitigen Lebens durch den Ewigkeitsinhalt hat man mit solchem Tun das Grab geschaufelt.

Lange Zeit war die Krippe vergessen und tot; nur in den hintersten Waldwinkeln, dort wo die Bildschnitzer leben, feierte sie jede Weihnachten eine stille Auferstehung. Aber die Menge wußte nichts von ihr, selbst unser katholisches Volk dachte an sie wie an Urväter Hausrat ohne Liebe und Eifer.

Heute beginnt man mit Eifer, altes Kulturgut wieder auszugraben. Die Vergangenheit muß unser nüchternes, armes Zeitalter wieder befruchten. Nacht mußte es werden, damit wir den Weihnachtsstern von Bethlehem, der zur Krippe weist, wieder fanden; damit die Weihnachtskrippe wieder fröhliche Urständ halten kann.

Die Weihnachtskrippe von heute erträgt keinen Klimbim; sie will ganz still und keusch aus einem kindlich-frohen, gottminnenden Herzen erblühen. Nur dann trägt sie auch die rechten Früchte, wie sie der große Heilige von Assisi sich ersehnt hat. Nur dann ist sie alles, was sie sein kann und soll: ein stiller Gottesdienst, ein Friedensport und eine Friedenspost, eine stete Gewissenserforschung, ein Hilfsmittel zu innigem Gebet und Betrachtung für unsere flügellahme Seele, ein Mittel- und Anziehungspunkt für die Familie, eine soziale Versöhnerin, ein Trost in Krankheit, Leid und Armut, ein Goldglanz in der Nüchternheit des Alltags, ein kostbares Erbe alter Volkskunst und eine wertvolle Anregung für die künstlerische Erziehung des Volkes in christlichem und heimatlichem Geist.

Wehrgedanke und Wehrkraft.

Von L. Kuhn.

„Blank die Wehr und rein die Ehr", so lautet die Inschrift der Gedächtnismedaille für die Wehrmänner und Streiter im blutigen Weltkrieg. (1914—18), allwo die Wehrkraft in gigantischem Ausmaß sich gezeigt, wo deutsche Wehrkraft jahrelang in Abwehr stand gegenüber den Angriffen der vereinigten Wehrkräfte fast der ganzen Welt. Ein solches Ringen der Wehrkräfte hatte die Welt bisher noch nicht geschaut, solche Wehr- und Waffentaten hat noch niemals ein Volk fertig gebracht. Noch nie ist aber auch ein Kulturvolk in gleicher Weise wehrlos gemacht worden wie das deutsche durch die Bestimmungen des Vertrages von Versailles. Schlimme und schlimmste Folgen unserer Wehrlosigkeit haben wir seither zu beklagen, und es ist begreiflich, wenn sehr viele unserer deutschen Brüder schmerzbewegt ausrufen: Ohne Wehrkraft muß der deutsche Staat zugrunde gehen — und gebt uns unsere Wehrkraft wieder! Andere trösten sich leichthin und wünschen die Wehrkraft in ihrer alten Form — sie nennen sie „Militarismus" — nicht mehr herbei, und sie glauben an eine Wehrkraft in anderer Form.

Es liegt nahe, daß die Sülchgauer Scholle einmal zum Nachdenken anregt über das Thema: Wehrgedanke und Wehrkraft.

Kein Lebewesen kann ohne Wehrkraft bestehen. „Es ist dem Schwachen auch sein Stachel gegeben", sagt Schiller und gibt dadurch der Meinung Ausdruck, daß auch er die Wehrkraft als eine Lebensnotwendigkeit ansieht. Wehren hat die Grundbedeutung von hindern, sperren, schützen, verteidigen. „Die beste Verteidigung ist der Angriff", so lautet ein Grundsatz für die Anwendung der Wehrkraft, näherhin für die Anwendung der Waffen und der Abwehrmittel. So kann die Abwehr zum Angriff umgestempelt werden, also scheinbar gerade ins Gegenteil; statt zu schützen wird wehren zum Bedrängen. Auch der offensichtlichste Angriff kann auf diese Weise als notwendige Abwehr und Verteidigung bezeichnet werden. Welchem Deutschen müßte man in dieser Hinsicht noch ein Wort der Aufklärung sagen? Hat uns doch alle das folgenschwere Wort: Kriegsschuld — und die damit aufgeworfene Frage der Kriegsschulden mehr als erwünschte Klarheit gebracht, inwieweit Abwehr mit Angriff vertauscht werden kann. Dazu bringt das tägliche Leben neue Beispiele; wir müssen uns nur die verschiedenen Kampfgebiete und nicht nur den Kampf der Kriegsheere vor Augen führen. Gegen wen geht der Kampf? Gegen alles, was uns bedrängt in unserm Fortschreiten, Entwickeln, Leben, kurz gegen alle Feinde. Wenn wir alles, was uns am Leben des Leibes oder der Seele, an Hab und Gut schaden kann, als Feinde bezeichnen, so müssen wir gestehen, es sind der Feinde fast unzählige; ebensoviele „Wehren" müßten dementsprechend entgegengestellt werden, wollen und sollen wir im Kampf nicht unterliegen. Mit der Aufzählung des Wehrstandes, der Reichswehr, der Landwehr, der Ortswehr, der Bürgerwehr, der Notwehr haben wir erst einen Anfang gemacht in der Benennung der „Wehren"; gesellt sich doch auch gleich dazu die Feuerwehr, die Wasserwehr und viele Abwehrmaßnahmen und Verhaltungsmaßregeln und Vorschriften, die Schutz- und Heilmittel, die Versicherungen gegen Schaden aller Art.

Die „Wehrpflicht" (Dienstpflicht) ist bei uns aufgehoben, so will es der Vertrag von Versailles. Dies hatte die Auflösung unserer bewaffneten Wehrmacht zur Folge, und wir haben seither kein Militär und keine Waffenfabriken mehr. Dazu ist nun zu sagen, wir dürfen ersteren Satz nicht allgemein und bedingungslos auffassen. Verboten ist die Bewaffnung in ihrer seitherigen Form. (Abgesehen von den hunderttausend Mann Reichswehr). Daß unsere Wehrmacht total zerschlagen sei, daß wir wehrlos seien unter allen Umständen, ist nicht ohne weiteres gesagt, auch nicht im Hinblick auf unsere ungeheuer geschwächten Wirtschaftskräfte. Sicher ist nur das, die alte Form der Wehrmacht und damit die angriffsweise Verteidigung ist unmöglich gemacht, auch sind wir gegenüber unseren ehemaligen Feinden zur Zeit die gänzlich Schwachen, völlig wehrlos aber sind wir nicht. Erinnert sei nur an den Ruhrkrieg, woselbst die tapferen Westfalen bewunderungswerten Widerstand geleistet haben.

Es sei gestattet, hier einige Lesefrüchte aus dem im Jahre 1925 erschienenen Werk: „Der Mensch und die Schlacht der Zukunft" von George Soltan, Archivrat beim deutschen Reichsarchiv in Berlin (Verlag, Gerhard Stalling-Oldenburg i. O.) anzuführen. Soltan ist Kampfnatur; er fordert vom deutschen Volke hohe Kampfbereitschaft; er glaubt an den Satz: Blut allein treibt die Räder der Weltgeschichte. Als unumstößliche Lehren des Weltkrieges weist er u. a. nach: Völliges Versagen der Millionenheere. Modern ausgerüstete Heere können einander nicht mehr entscheidend schlagen. Menschen- und Moralverlust gleicht Materialwirkung in kritischer Lage aus. (Seite 92). Daß große stehende Heere Vorbedingung einer Landesverteidigung seien, diese These sei vom Standpunkt des Kriegserfolges aus erschüttert. Unter diesem Gesichtspunkt erscheine für eine fernere Zukunft der Paragraph des Versailler Vertrages, der die alte deutsche Armee zerstörte, nicht der trostloseste zu sein. Die Kriege der Zukunft werden durchaus nicht mehr eine rein militärische Angelegenheit sein. Es kämpfe Volk gegen Volk. Im großen Völkerringen, das unentwegt fortdauert, werden allemal wieder Höhepunkte erreicht werden, die wir als Krieg zu bezeichnen gewohnt sind. Wir werden nur bestehen, wenn wir wehrhaft sind. Unsere Wehrhaftigkeit sei dann gesichert, wenn wir erst ein Volk geworden seien. Die Wehrhaftigkeit unserer Zeit kann nur vom Geist aus erfolgen. Den Geist müssen wir gebrauchen. Jeder Deutsche muß durchdrungen sein von der Ueberzeugung, daß des Volkes Schicksal eigenes Schicksal, daß die Not der Gegenwart und des Einzelnen eine Folge der Not des Landes ist. Jeder muß in jedem Augenblick sein Handeln darnach einrichten und alles, was dem Ganzen schadet, ebenso unterlassen, wie wenn es nur sein eigener Schaden wäre. Vom nationalen geschlossenen Volk bis zur völligen Wehrhaftigkeit sei es trotz allen äußeren Fesseln kein allzugroßer Schritt (107)

Wenn wir die Wehrkraft im Laufe der Zeiten uns vergegenwärtigen, so fällt auf, daß die Form der Ausübung der Wehrkraft soweit es sich um Feinde aus der Menschenwelt, um eigentliche Kriegsabwehr, handelt, recht gründlich und öfters gewechselt hat.

Wir finden, daß die ganze Sippe mit Weib und Kind und Troß ins offene Gelände zur Abwehr auszog, mit dem Totschläger oft einfachster Art bewaffnet; wir finden, daß das Waffenhandwerk nur den erwählten Kreisen, den Adeligen und Reisigen überlassen war. — Es kämpften wenige gegen wenige. Die Rüstung, die befestigte Burg und Stadt waren Abwehr in reinster Form und Art. Späterhin kamen die Schußwaffen auf, welche wieder mehr die angriffsweise Verteidigung ermöglichten. Die Zahl der Kämpfenden stieg fortwährend, die Wehrkreise vergrößerten sich bis im Weltkrieg die Millionenheere in Mächtegruppen sich gegenüber standen. Je mehr die Maschine, das Material zur Anwendung kam, umsomehr verringerte sich die Zahl der Frontkämpfer. Im Weltkriege war bereits schon die Auslese verhältnismäßig weniger, aber umso tüchtigerer Mannschaften und Führer in sogenannte Sturmtrupps üblich geworden; sie waren die Träger der eigentlichen Kampfhandlung. Wer will oder kann wissen, was die Zukunft in dieser Hinsicht bringen wird?

Der Vertrag von Locarno will den Krieg mit Waffen in seitherigem Sinn abschaffen; darauf deuten auch die Abrüstungsbestrebungen hin; umso heftiger entbrennen die Kämpfe auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet in und zwischen den Völkern. Es scheint, daß sich der Kampf der Menschen untereinander in anderen, neuen Bahnen bewegen will; die „Wehr", wie sie in der letzten Phase ausgeübt wurde, verzehrt sich in ihrer Schrecklichkeit selbst, denn mit der

Abwehr ena verbindet sich die Selbstvernichtung.

Es erhebt sich noch die Frage, ob der Sülchgau jemals ein abgeschlossener, für sich selbständiger Wehrkreis war; sie ist zu verneinen, es sei denn, daß man die einstmals befestigten Städte Rottenburg, Horb und Tübingen als Kampfeinheiten bezeichnen will. Jedenfalls nach der Erfindung der Schießwaffen wächst mit der Anzahl der Gewehre und Geschütze auch der Wehrkreis. Nur große Verbände sind stark genug diese Form der Wehr wirksam auszuüben; nur das vereinigte Landheer, die Landwehr oder besser die Reichswehr (das Reichsheer) kann mit Erfolg dem eindringenden Feind entgegentreten oder denselben in dessen Lager auf- und angreifen und unschädlich machen. Geschlossene bewaffnete Formationen und Kampfeinheiten wurden des öfteren aus unserm Gau ausgehoben und aufgeboten. Nach dem letzt bestehenden Wehrgesetz zählten wir vom Sülichgau zum Landwehrbezirk Reutlingen und Horb; wir waren eingeteilt in Regimenter, Bataillone und Kompagnien (s. Ortstafel). Warum ist diese teilweise überstrichen? Mit der Mobilmachung zogen die Landsleute ziemlich geschlossen zum Kampfe, aber bald wurden die Verbände gemischt und waren zusammengesetzt aus allen Teilen Württembergs, ja Deutschlands. — Zur Zeit der Not bildeten sich vorübergehend auch Ortswehren (Bürgerwache); doch zu Abwehraktionen gegenüber feindlich gesinnter bewaffneter Macht kamen sie nicht oder wenigstens nicht in bedeutendem Ausmaß. Ihr Tätigkeitsfeld liegt im Kampf und in der Abwehr gegen Naturkräfte, im Kampf gegen die Elemente, denn „die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand." Hier steht vor unseren Augen als Musterwehr die örtliche Feuerwehr, die dem entfesselten und verheerenden Feuer Einhalt gebietet, die bei Wassernöten und ähnlichen Bedrängnissen helfend eingreift, um Hab und Gut der Mitmenschen zu schützen. Nimm diese Wehrpflicht nicht leicht! noch sei sie dir drückende Last. „Wehren" gegen feindlich gesinnten Mächte haben wir in unserem Bezirk in so manchen Genossenschaften und Gemeinschaften und Gewerkschaften; sie könnten sich wohl alle „Wehrvereine" heißen.

Da wären zu nennen sämtliche Berufsvereinigungen, sie alle sind Schutzbündnisse, sodann die gemeinnützigen Vereine wie Viehversicherungsverein und andere. Sei in deiner Organisation ein „Wehrmann von echtem Schrot und Korn", der jeder feindlichen Gewalt entschieden und klug entgegentritt wo er ihr begegnet. Diese Vereine sind in Verbänden und Spitzen zusammengeschlossen gemäß dem Wort: Einigkeit macht stark! Doch auch hier bilden sich krankhafte Zusammenballungen, die mehr den Angriffs- und Vernichtungsgeist in sich tragen als edle Abwehr; es sind die verwerflichen Ringbildungen, Kartelle und Trusts. Zu wenig und zuviel verdirbt alles Spiel, so möchte man solchen Uebertreibungen zurufen. Es ist sehr wohl möglich, daß solche Großorganisationen in vermeintlicher Abwehr ihre Lebensbedingungen selbst zerstören. Alle Versicherungen sind Wehrvereine, seien es nun Lebens- oder Feuer-, oder Unfallversicherungen oder sonst eine Versicherung. Sie alle wehren der drohenden Not, der Schädigung an Hab und Gut. — Groß ist das Heer der Feinde, die unsern Leib zerstören wollen. Sie alle finden ihre Gegner und wohlausgebildete Abwehr in den Krankenfürsorgevereinen, in den Krankenhäusern mit ihren Aerzten, die alle als Führer im Kampf ums leibliche Leben anzusehen sind. Die Aerzte wissen ihren Kampf um ein gesundes Volk am ehesten von Erfolg gekrönt, wenn sie den gesunden Menschen in seiner Gesundheit erhalten, und ihn schon in seinen gesunden Tagen rüsten für die Tage, wo die Krankheit angreift. Zum allermindesten aber sollten sie der Krankheit gleich in ihrem ersten Stadium entgegentreten können. Impfen z. B. ist wehrfähig machen. Schülerunterſuchungen sind Vorsichtsmaßnahmen. — Gegen die Mächte der Finsternis, die uns immerwährend zu besiegen suchen, schützt uns die Ausbildung und Wehrhaftmachung in der Religion; diese stärkt uns fortwährend durch ihre Tröstungen. Letzten Endes will alle Erziehung ein Wehrfähigmachen sein, sei es in Schule und Haus oder im Turnverein, Schützenverein, Sportverein u. dgl. m. Einzelausbildung nur kann uns zum Siege führen, wenn auch nach der Ausbildung wohlgemeinte Unterordnung unter die Führung sowie auch selbständige Kampfhandlung beachtet werden. Erziehung zum tüchtigen Menschen ist produktive Arbeit in buchstäblichem Sinn.

Alle Einzelkräfte im Volke zusammengefaßt müssen den feindlichen Angriffen Widerstand bis zum äußersten leisten können. Der Einzelmensch wird im Kampf ums Leben einem Naturgesetz zufolge vom Tode überwunden werden. Glücklich der Mensch, der im Augenblick des Todes dem grinsenden Sensenmann die Siegespalme des ewigen Lebens entgegenhalten kann; er hat den Lebenskampf gründlich bestanden. Das ist der Fall, wenn er allezeit handelt nach der Losung:

„Blank die Wehr und rein die Ehr!"

Gelobet sei die süße Nacht,
Die Jesus, den lichten Tag, gebracht.
Von einer Rose ohne Dorn
Ist er gar wunderbar geborn.

Lob sei der lieben Mutter sein,
Die uns bracht das Kindelein
So zart und auch so minniglich,
Ein ander Kind ihm nimmer glich.

Der lieben Engel große Schar,
Die lobt und preist dich immerdar,
Du brachtest, Rose ohne Dorn,
Den, so da stillt des Vaters Zorn.

Dich kor er zu der Muter sein,
Des freue sich das Herze mein!
O Ros, in Blüte immer rot,
Niemand vollenden kann dein Lob.

Das kaiserliche Kindelein,
Das in der Krippe wollte sein,
Der Schöpfer dein so wunderlich,
Nun sieh es an und freue dich!

Sein kleiner Leib ist lilienklar,
Sein Mund gleicht einer Rose gar,
Zu küssen es nun neige dich,
Nimm es mit Freuden an und sprich:

O Rose von Jerusalem,
O Lilie von Bethlehem,
Von Nazareth ein Blümelein,
Sei willkommen der Seele mein!

(14. Jahrh.)

Maria hielt den Herrn im Schoß;
Viel süße Tränen sie vergoß;
Das Kindlein sie in Tücher band,
Mit reinen Windeln es umwand.

Das Kripplein rauh, die harte Stält',
Das war sein' Wieg' und Kinderbett;
Ein Oechslein und ein Eselein,
Die standen bei der Krippe sein.

Der Esel aber und das Rind
Erkannten wohl das heilge Kind.
Den Kopf voll Ehrfurcht neigten sie
Und sanken nieder auf die Knie.

Sie schauten ihren Schöpfer da
Und wußten nimmer, wie's geschah;
Doch mochte keines trinken, essen,
Das hatten sie vor Lust vergessen. —

(13. Jahrh.)

Ein alter Nachtwächterruf in der Neujahrsnacht.

Ein Jahr ist wieder hingegangen,
Da faßt das Herz ein eig'nes Bangen;
So viele Stunden sind entschwebt,
So schnell gezählt, so schwer durchlebt!
Für neues Glück, für neues Hoffen
Ist nun des Schicksals Pforte offen.
Tritt ein und harre mutig aus,
Der Gott, der schirmet treu dein Haus.
Und kommt auch mancher trübe Morgen,
Es ist kein Dasein frei von Sorgen,
Und Freud wie Leiden wird dein Teil
Auch dieser Wechsel ist zum Heil!
Hat 12 Uhr geschlagen!

O Herr gieß in dem neuen Jahr,
Auf alle Menschen deinen Segen!
Trotz Kampf und Mühen und Gefahr
Dem Ort des wahren Heils entgegen!
Und wär' dies unser letztes Jahr
Im viel umstürmten Erdenwallen,
So reich uns, Herr, die Rechte dar
Und führ' uns zu der Engelschar
In deines ewigen Reiches Hallen!
Hat 1 Uhr geschlagen!

Herausgegeben von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Lehrerschaft J. A. Rektor Zartmann.